T. F. M. Richters

Reisen

zu Wasser und zu Lande,

in

den Jahren 1805—1817.

Für

die reifere Jugend zur Belehrung,

und

zur Unterhaltung für Jedermann.

Zweites Bändchen.

Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1831.

Verunglückte

Reise von Hamburg nach St. Thomas

und

Rückkehr über New-York und Kopenhagen,

mit

besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute;

von

T. F. M. Richter.

Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1831.

Inhalt.

1.

Der Verfasser hält sich einige Zeit in Hamburg auf, und macht dann von neuem eine Seereise mit dem Kapitän Feddersen. Bestimmung und Fracht seines Schiffes — dessen Abfahrt wird durch einige Matrosen verzögert — es segelt die Elbe hinab. Gegenstände auf dem Strom und an den Ufern desselben. Wir erreichen die hohe See. S. 1—8.

2.

Einige Charakterzüge der Schiffsmannschaft. Ankunft im Kanal — Zusammenfluß von Schiffen daselbst — Leuchtfeuer an der englischen Küste — eine Begebenheit, den Schleichhandel betreffend — Nebelwetter und die dadurch veranlaßten Vorfälle. . . . . S. 9—16.

3.

Angenehme Fahrt längs dem Meerbusen von Biscaja. Auf der Höhe vom Cap Finisterre entsteht eine ungewöhnliche Windstille. Die Strömungen des Meeres — ihr Einfluß auf die Schifffahrt — Nothwendigkeit, daß der Seemann sie genau untersuche, und Beschreibung des dabei üblichen Verfahrens. . . . . S. 17—22.

4.

Wärme der Luft. Eine lange und unangenehme Windstille. Marockanische Seeräuber suchen unser Schiff heimlich

zu überfallen, was jedoch glücklicher Weise zur rechten Zeit entdeckt wird — man rüstet sich zum Kampfe und schlägt den ersten Angriff ab. Beschreibung des Raubschiffes, einer Galeere — allgemeine Bemerkungen über dergleichen Fahrzeuge. Fortsetzung des Gefechts, das sich zu unserem Vortheil endigt. Wir steuern, zur Ausbesserung des beschädigten Schiffes, nach Porto Santo. . . . . . . S. 23—33.

5.

Aeußere Gestalt der Insel Porto Santo — geschichtliche Bemerkungen über dieselbe. Beschreibung der Stadt und ihrer Einwohner — das Tatowiren. . . . . S. 34—49.

6.

Wanderungen in das Innere von Porto Santo. Beschaffenheit desselben — köstliche Garten= und Feldfrüchte — Zustand des Ackerbaues — Art das Getreide zu dreschen. — Klöster. Wälder — Beschreibung des Drachenbaums. Thiere — der wilde Kanarienvogel. Klima. . S. 50—59.

7.

Verfahren, wie unser leckes Schiff ausgebessert wurde. Bereits in den Stand gesetzt, die Reise weiter zu verfolgen — wird es von einem fürchterlichen Orkan an den Felsen zertrümmert. Die Mannschaft rettet sich an das Land, wobei sie die Wellen mit Oel zu besänftigen sucht. Wirkung dieser Flüssigkeit auf die beunruhigte Oberfläche des Meeres, und in wie fern sie als Mittel dienen kann, ein Fahrzeug vom Scheitern zu retten. . . . S. 60—68.

8.

Benehmen der Mannschaft nach dem Schiffbruche. Herr Feddersen wird von seinem Freund, dem amerikanischen Schiffskapitän Brand, veranlaßt, ihn mit seinen Söhnen

und dem Verf. auf der Fahrt nach New-York zu begleiten. Bemerkungen über den Bau und die Eigenheiten amerikanischer Schiffe. Verhältnisse des Verf. auf der Ueberfahrt. . . . . S. 69—78.

9.

Ankunft bei den Bänken von New-Foundland — Beschaffenheit dieser Meeresgegend. Ansicht der langen Insel und des Festlandes von New-Jersey. Das Schiff erreicht die Gewässer von New-York — Beschreibung derselben. Erscheinung der Insel Manhattan und der darauf liegenden Stadt New-York. Ankunft im Hafen der letztern. Bemerkungen über das in der Stadt herrschende gelbe Fieber. . . . . S. 79—89.

10.

Flüchtige Besichtigung der Stadt — Unreinlichkeit der Landungplätze, die mit dem übrigen schönen Ganzen einen auffallenden Abstich macht. Wohlstand der Einwohner. Der modische Anzug einiger Matrosen gibt Anlaß zu einer Bemerkung über das sonderbare, dieser Menschenklasse eigene Betragen. . . . . S. 90—97.

11.

Reise mit dem Kapitän Brand nach seiner Heimath, die im nordöstlichen Theile von New-Jersey, der Grafschaft Bergen, liegt. Vorläufige Bemerkungen über diesen Landstrich — dessen ursprüngliche Bevölkerung — Zustand der gegenwärtigen Einwohner, die vorzüglich Ackerbau treiben — Beschaffenheit des Bodens — Bewirthschaftung desselben — Feldfrüchte und Gartengewächse — Viehzucht — Aufzählung verschiedener Bäume, Stauden, Sträucher, wilder Pflanzen und Blumen — Mineralien — wilde vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Amphibien, Insekten — Klima. . . . . S. 98—117.

12.

Fortsetzung der Reise — Beschaffenheit der Landstraßen — gutes Mittagmahl in einem Gasthause — die in den amerikanischen Gasthäusern übliche Bewirthung überhaupt. Ankunft bei der liebenswürdigen Familie des Herrn Brand — Bemerkungen über die feierliche Stille während des Sonntags in Nordamerika. Schilderung einiger Familien, den Wohlstand, die körperliche Beschaffenheit, Gemüthsart, geistige Bildung, Kleidung, Kost u. s. w. betreffend. Zustand der Negersklaven. Verhältnisse der freien Dienstleute — ihr Streben nach Unabhängigkeit. . S. 118—132.

13.

Ein Ausflug nach dem westlichen Theile der Grafschaft — Eigenheiten der Gegend — die Wälder und ihre Bewohner — große Menge der Krähen und die angewandten Mittel, sie zu vertilgen. Ankunft auf Herrn Olaffons Landgute — die Hörner eines Bisons — der Kolibri — der Waschbär — Roßmühlen — Platanen — der Ginseng. Eine Wanderung nach dem nördlichen Theile der Grafschaft — Blockhäuser — nähere Beschreibung des einen, wie auch der übrigen Einrichtung seines Besitzers — das in Amerika gebräuchliche Durchschneiden der Piaster. S. 133—149.

14.

Rückkehr nach der Brandischen Wohnung — die Kühnheit der Krähen — ein Indianer, der künstlich geflochtene Bastwaaren verkauft. Bemerkung über das unbeständige Wetter in Amerika. Jagdpartien — wir erbeuten ein Opossum, das von den sonderbaren Eigenschaften seines Geschlechts Beweise gibt — fliegende Eichhörnchen — vielfache Benutzung der Gewächse in den Wäldern. S. 150—158.

15.

Kurze Reise nach der Grafschaft Orange — gute Eigenschaften eines Negers — ein Vorfall, durch das in den vereinigten Staaten verbotene Hausiren veranlaßt — Bemerkungen über die Landesart und die Einwohner der Grafschaft — Aufenthalt in dem Dorfe Florida. S. 159—166.

16.

Wir reisen, von Herrn Brand begleitet, auf dem Hudson nach New-York zurück. Bemerkungen über die Ufer dieses Flusses, die neu gebildeten Städte Hudson und Albany, die Ansicht der New-Yorkinsel und über andere auf der Fahrt wahrgenommene Gegenstände. . . . S. 167—170.

17.

Im Hafen von New-York scheiden wir vom Kapitän Brand, und begeben uns auf eine nach Kopenhagen bestimmte dänische Brig. Vorfälle vor der Abfahrt — wir treffen einen Nachkommen der Matowacken, Urbewohner der langen Insel — gegenwärtiger Zustand dieses indischen Volkstammes — Ankunft eines mit einwandernden Europäern besetzten Schiffes — Bemerkungen über die Lage solcher Ankömmlinge — ein Vorfall, welcher Anlaß gibt die Diebereien der Seeleute zu schildern — es wird auf der Brig eine Zusammenkunft gehalten, wie sie des Sonnabends in Amerika gewöhnlich ist — übler Ruf eines dabei anwesenden Schiffers, nebst Anführung gewisser Fehler, die man überhaupt unter Leuten dieses Standes häufig findet. . . . . S. 171—182.

18.

Unsere Brig geht, von dem Schiffe des Herrn Brand begleitet, unter Segel. Ankunft bei den Bänken von New-Foundland — rührender Abschied der beiden Kapitäne Brand und Feddersen, durch die Trennung ihrer Schiffe veranlaßt. Beschreibung der Fahrt über den

Ocean. Beobachtungen, das Meer betreffend — der Gang der Wellen — das Leuchten des Meerwassers — die Bestandtheile desselben. . . . . S. 183—200.

19.

Wir erreichen die nördlichen Gewässer von Schottland, wo der Anblick eines vermeinten feindlichen Kapers uns in Schrecken setzt. Das Kattegat — unser Schiff kommt in Gefahr an den schwedischen Klippen zu scheitern. Helsingör — der Sundzoll — Thätigkeit der Batterien auf der Festung Kronborg. . . . . S. 201—205.

20.

Ankunft in Kopenhagen — Gesetze, welchen man sich während der daselbst zu haltenden Quarantäne unterwerfen muß. Kurze Geschichte der Stadt. Ihr gegenwärtiger Zustand. Beschaffenheit der Straßen, Häuser u. s. w. Die Dreieinigkeit= oder so genannte „runde" Kirche. Das Schloß. Die Kanzlei. Der Schloßgarten — Bemerkungen über das richtige Deutsch, welches in Kopenhagen gesprochen wird. Die Börse. Das Rathhaus. Die Gebäude der Universität. Wir wohnen der Hochzeit eines dänischen Schiffers bei — dieß gibt Gelegenheit, einen Blick auf die Ehen der Seeleute überhaupt zu werfen — Vorfälle, welche die strenge Polizeiverfassung und den Muthwillen des Pöbels, wie auch das Ansehen und die Vorrechte der Studenten in Kopenhagen beweisen. S. 206—223.

21.

Wir schiffen uns nach Lübeck ein. Unsere Ankunft daselbst ist mit Auftritten der damaligen kriegerischen Zeit begleitet. Der Vrf. wird von einer Krankheit befallen und dadurch genöthigt, sich von seinen weiter reisenden Gefährten zu trennen — nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit begibt er sich nach Hamburg. . . . S. 224—228.

1.

Der Verfasser hält sich einige Zeit in Hamburg auf, und macht dann von neuem eine Seereise mit dem Kapitän Feddersen. Bestimmung und Fracht seines Schiffes — dessen Abfahrt wird durch einige Matrosen verzögert — es segelt die Elbe hinab. Gegenstände auf dem Strom und an den Ufern desselben. Wir erreichen die hohe See.

Der dänische Schiffskapitän Feddersen, den die Leser im ersten Bändchen meiner Reisen kennen gelernt haben, bezog mit mir und seinen beiden Söhnen, nach unserer Ankunft in Hamburgs Hafen, eine Wohnung am Lande, wo bald nachher auch seine übrige Familie, die in Holstein lebte, eintraf. Der Umgang mit diesen guten, heitern und ganz der Freude des Wiedersehens hingegebenen Menschen, der lebhafte Handelsverkehr und das lärmende Gewühl in der Stadt, ihre Sehenswürdigkeiten, der Reiz ihrer Umgebungen, den die schöne Jahreszeit noch erhöhte — dieß alles war für mich so anziehend und beschäftigte mich dergestalt, daß ich wenig Zeit hatte, an die traurige Rückreise von Archangel zu denken. Die Gleichgültigkeit, womit man in Seestädten von den Beschwerden und Gefahren des Seelebens spricht, verscheuchte nach und

nach die Furcht, welche seit jener Reise bei mir zurück geblieben war. Das tägliche Abgehen unzähliger Schiffe mit wehenden Flaggen und schwellenden Segeln, ihre begrüßenden Kanonenschüsse, das tägliche Abschiednehmen abreisender Bekannten und viele andere Umstände weckten von neuem meine Lust zu reisen; und so ward ich stufenweise in die trunkene Begeisterung versetzt, welche macht, daß der Seemann die ausgestandenen Gefahren leicht vergißt, und muthig neuen entgegen geht.

Es war ein Monat seit der Ankunft in Hamburg verflossen, als unser Schiff in dem nahen Altona eine Fracht nach der westindischen Insel St. Thomas erhielt. Die Gegenwart des Kapitäns wurde nun am Bord nothwendig. Er schiffte sich daher ein, und ich und seine Söhne folgten ihm, nachdem wir der übrigen Familie auf der Rückreise nach ihrer Heimath das Geleite bis Wandsbeck gegeben hatten. Mit Heiterkeit betrat ich das Schiff, nahm Besitz von der mir angewiesenen Kammer und traf meine wirthschaftliche Einrichtung, während tausend angenehme Träume von den tropischen Ländern und Meeren, die ich nun sehen sollte, vor meiner Seele schwebten.

Das Einnehmen der Ladung betrieb man mit großem Eifer. Sie bestand aus Häusern, wie man zu sagen pflegte, oder deutlicher zu reden, aus Balken, Dielen, Ziegeln, Fenstern, Thüren, Schlössern, kurz, aus allen nöthigen Stücken, um nach beigefügten Planen in kurzer Zeit Häuser aufsetzen zu können.

Solche Baustoffe wurden damals sehr häufig nach St. Thomas versendet.

Sobald die Fracht eingenommen und das Schiff in segelfertigen Stand gesetzt war, begab sich der Kapitän mit den sämmtlichen Offizieren und Matrosen an das Land, um sie beim Schaut (dem Beamten, unter dessen Aufsicht die Seeleute stehen,) einzeichnen zu lassen; eine Handlung, wodurch die Mannschaft, nach vorausgegangener Festsetzung aller Bedingnisse, verpflichtet wird, dem Kapitän und seinem Schiffe bis zur Beendigung der Reise treu und redlich zu dienen.

Nach Vollziehung dieses Geschäfts wurde den Leuten ihr Gehalt auf zwei Monate voraus bezahlt, und die Erlaubniß ertheilt, den ganzen Tag am Lande zu bleiben, um sich mit den nöthigen Bedürfnissen für die Reise zu versehen, und ihre übrigen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Erst spät am Abend fanden sie sich auf dem Schiffe wieder ein. Die meisten hatten ziemliche Vorräthe von Tabak, Thee, Kaffee, Zucker und Branntwein gekauft; denn wenn ein Matrose des Morgens und Abends eine Schale Kaffee oder Thee, in den Zwischenzeiten einen Schluck Branntwein und die Backen voll Tabak zum Kauen hat, so sind alle seine Wünsche befriedigt, und er erträgt alles Ungemach ohne Murren. Es erschienen aber auch manche, die gar nichts mitbrachten, indem sie nicht nur ihr ganzes Geld verschwendet, sondern auch noch den Hut, die Jacke oder die Weste zur Bezahlung der Schulden

im Stiche gelassen hatten. Der Bootsmann — welcher gewöhnlich die Rolle des Vormundes spielt, — bezeigte den größten Unwillen über diese letztern, und versicherte, daß man Mühe haben würde, ihnen auf der Reise durchzuhelfen, da sie von allen Bedürfnissen entblößt wären. „Es ist zwar" setzte er hinzu „ganz billig, daß ein Seemann vor der Abreise noch einmal durch die Stadt segelt, doch muß er sich hüten, nicht an den Häusern zu scheitern." — Wie sich indeß jene Menschen, welche halb nackend zur See gingen, in der Folge benahmen, werde ich zu seiner Zeit erwähnen.

Am folgenden Morgen sollte die Abreise vor sich gehen, daher man mit Tagesanbruch die Mannschaft weckte, um den Anker zu lichten. Als sie sich versammelt hatte, wurden fünf Matrosen vermißt, die den Tag vorher am Lande geblieben waren. Man schickte nun Boten über Boten nach ihnen aus, aber keiner kam zurück. So rückte der Mittag heran und der Kapitän entschloß sich, selbst zu sehen, was aus seinen Leuten geworden wäre. Er fand die sämmtlichen Kundschafter mit zwei von denen, welche sie suchen sollten, in einem Wirthshause, wo sie zu einer gemeinschaftlichen Abschiedzeche Platz genommen und sich bereits einen ziemlichen Rausch angetrunken hatten; doch gelang es ihm, sie in der Güte zur Rückkehr an Bord zu bewegen, und, was zu verwundern ist, man hatte nie wieder Ursache, mit ihrer Aufführung unzufrieden zu seyn.

Zur nämlichen Zeit ging auch die Anzeige ein, daß man zwei von unsern Leuten, wegen ungebührlicher Aufführung, in der vergangenen Nacht eingezogen hätte, und daß die dadurch aufgelaufenen Kosten erstattet werden müßten, bevor sie ihre Freiheit erhielten. Der Kapitän bezahlte das Strafgeld, und die Gefangenen wurden alsbald an Bord gebracht.

Es fehlte nun immer noch ein Mann. Der ganze Nachmittag verstrich unter Bemühungen, ihn auszukundschaften. Als er gegen Abend noch nicht gefunden war, wurde jedes weitere Nachforschen eingestellt, weil man ihn für einen jener Betrieger hielt, dergleichen es in großen Seestädten viele gibt, welchen es nicht um die Reise, sondern nur um das Handgeld zu thun ist; sie arbeiten nämlich einige Zeit auf einem Schiffe, nehmen das Geld und verbergen sich, bis das Schiff absegelt, worauf sie auf einem andern den Betrug wiederholen. Der Kapitän suchte seinen Verlust zu verschmerzen; man miethete einen Mann an der Stelle des Ausreißers, und dieser würde bald in Vergessenheit gekommen sein, wäre nicht der Verdacht eines sehr beträchtlichen Diebstahls, den wir erst am selbigen Abend entdeckten, auf ihn gefallen. Man ergriff daher strenge Maßregeln, um des verdächtigen Menschen habhaft zu werden; er wurde auch, nebst dem gestohlnen Gute, einem nach St. Thomas bestimmten Kästchen mit verschiedenen Kostbarkeiten, in der folgenden Nacht aufgefunden und gerichtlich verhaftet.

Die Wiedererlangung dieses Frachtstücks war jedoch mit mancherlei Weitläufigkeiten verknüpft, so daß unsere Abfahrt sich mehre Tage deßhalb verzögerte.

Während der Zeit wurde meine Geduld auf eine harte Probe gestellt; denn nichts ist unangenehmer, als jede Stunde absegeln zu wollen, und dennoch nicht zum Zweck zu gelangen. Der Reisende schwebt dann in einer beständigen Unruhe, die ihn zu jeder Beschäftigung unfähig macht. Alle Minuten läuft er auf's Verdeck, um zu sehen, ob es noch keinen Anschein habe, daß die Abfahrt bald erfolgen werde. Er hat das Land im Gesicht, und wünscht, es noch einmal zu betreten, aber die Furcht, das Schiff möchte absegeln, hält ihn davon zurück; und so wendet er den Blick wie von einer verbotenen Frucht, die nicht genossen, sondern nur gesehen werden darf, wieder ab, und kehrt mißmuthig in seine Kammer zurück.

Endlich eines Abends erhielten wir den sehnlich erwarteten Gegenstand. Am folgenden Morgen — 20. Jun. 1806 — nahm man bei Sonnenaufgang die Boote ein, zog den Anker auf, und in wenig Augenblicken war das Schiff, von einem Lootsen geleitet, im vollen Segeln.

Der heitere Morgen verkündigte einen schönen Tag. Schon bedeckten den Fluß die unzähligen Milch- und Gemüse-Ever, die täglich von Stade und andern am Elbufer gelegenen Orten nach Hamburg gehen. Die Ufer wimmelten theils von thätigen Arbeitern, die

sich bereits zur Erneuerung ihres Tagewerks einfanden, theils von Nachtschwärmern, die noch unter Jubel und Musik herumzogen. Eine große Menge von Seeschiffen kam uns entgegen, so wie auch viele uns begleiteten.

Der Wind und der Strom begünstigten unsere Fahrt. Nach einer Stunde war von Hamburg's und Altona's Thürmen nichts mehr zu sehen. Früh um zehn Uhr kamen wir bei Glückstadt vorüber. Hier vernahm man ein lebhaftes Getön von Trommeln und Pfeifen, rothe Jacken und Gewehre glänzten im Sonnenstrahl, und das Ganze zeigte an, daß dieser Ort eine Pflanzschule für Soldaten sei.

Die Fahrt nahm nun einen reißenden Zug. Die weißen, rothen und schwarzen Tonnen, die hier und da zur Bezeichnung gefährlicher Stellen auf dem Strome liegen, wurden schnell nach einander zurück gelassen. Der Fluß erweiterte sich immer mehr, und die Ufer auf beiden Seiten schienen sich im Horizonte zu verlieren. Die größern Wogen und die hellere Farbe des Wassers verkündigten die Nähe der Nordsee.

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als uns zwei Grönlandfahrer begegneten, die mit voller Ladung zurückkamen. Die Wallfischbarden und Seehundfelle, welche, nach der Gewohnheit solcher Schiffe, als Trophäen an den Mastwänden aufgehängt waren, gaben ihnen ein eigenes Ansehen; höchst widrig war der Geruch, der von ihnen ausströmte, und ich konnte nicht

umhin, die Gegend zu bedauern, wo sie ankern würden.

Abends um zehn Uhr segelten wir bei Cuxhaven vorbei. Hier lag das Geschwader der englischen Blokadeschiffe. Der Commodore, dessen Schiff durch eine Laterne auf dem großen Maste kenntlich war, verlangte unsere Päße zu sehen. Herr Feddersen begab sich zu ihm, und kam mit der Erlaubniß, die Reise fortzusetzen, bald zurück.

Der Lootse nahm nun Abschied, worauf wir die Leesegel beisetzten. Die uns begleitenden Schiffe zertheilten sich nach allen Himmelsgegenden, und in kurzem sahen wir uns allein auf dem hohen, vom Horizonte begränzten Meere. Das Wetter blieb, bei gelindem Ostwinde, fortdauernd schön; der Mond ging auf und theilte seinen Silberglanz den sanft spielenden Wellen mit.

2.

Einige Charakterzüge der Schiffsmannschaft. Ankunft im Kanal — Zusammenfluß von Schiffen daselbst — Leuchtfeuer an der englischen Küste — eine Begebenheit, den Schleichhandel betreffend — Nebelwetter und die dadurch veranlaßten Vorfälle.

Es verstrichen nun einige Tage, während welcher die Fahrt in der größten Ruhe und Einförmigkeit fortging. Da sich außerhalb des Schiffes keine Gegenstände zeigten, die zu Beobachtungen einluden, so fand ich um so mehr Veranlassung, meine Aufmerksamkeit auf die Schiffsmannschaft zu richten.

Sie stellte ein buntes Häuflein dar; nur die Hälfte bestand aus Dänen, die übrigen waren Deutsche und Holländer. Man hörte daher zu jeder Zeit drei Sprachen reden. Die Offiziere gaben ihre Befehle in dänischer, die Antworten hingegen erfolgten oft in deutscher oder holländischer. Doch machte dieß keine Verwirrung; denn Einer verstand den Andern, und es geschah bloß aus vaterländischem Stolze, daß nicht diese oder jene Sprache zur allgemeinen angenommen wurde.

Obgleich die Verschiedenheit der Völker bei den Seeleuten, weil sie ein eigenes Völkchen bilden, weniger als bei den Einwohnern auf dem Lande sichtbar ist,

so bemerkte ich doch besonders an unsern Holländern manches Auszeichnende. Schwerfällig und langsam, gewöhnlich mit dem Tabakpfeifchen im Munde, stiegen sie auf die Masten, griffen die ihnen zugetheilte Arbeit bedächtig an, verrichteten sie mit großer Genauigkeit, und schienen überhaupt dem Sprichworte in ihrer Sprache „langsam und sicher" in allen Fällen treu zu bleiben. Dagegen sprangen die dänischen Matrosen behend auf die Masten, und suchten mit ihrer Arbeit schnell fertig zu werden, waren aber nicht selten genöthigt, sie noch einmal zu machen, um begangene Fehler zu verbessern.

Mit Verwunderung sah ich, wie sehr die holländischen Matrosen sich bestrebten, das Schiff rein zu halten. Sie wurden nicht müde, des Morgens einige Stunden lang das Verdeck zu scheuern, um es so sauber zu machen, daß man, wie sie zu sagen pflegten, Pfannenkuchen darauf essen könnte. Während der übrigen Tageszeit waren sie immer mit dem Besen in der Hand beschäftigt, um nicht den geringsten Schmutz aufkommen zu lassen, und ich hörte sie manchmal sagen: „daß die Engländer ein Schiff zwar in Glanz zu werfen, aber nicht in diesem Zustande zu erhalten wüßten," was man auch oft bestätigt findet.

Die Eigenheit der Seeleute, ihre Gedanken häufig durch Sprichwörter auszudrücken, und besonders die Handlungen und Verhältnisse der Menschen durch Ausdrücke, die von der Schifffahrt entlehnt sind, zu

bezeichnen, fand bei diesen Holländern in vorzüglich hohem Grade Statt. Z. B. der Ausdruck: den Hut abnehmen hieß „das Bramsegel streichen;" fortgehen hieß „das Boot abschieben;" schief sein „eine Schlagseite haben;" nicht gut zu Fuße sein „schlecht segeln;" u. s. w.

Am auffälligsten unter allen ihren Eigenheiten war der Aberglaube. Nach ihrer Meinung hatten die unbedeutendsten Kleinigkeiten Einfluß auf Wind und Wetter. Wer z. B. gegen den Wind pfiff, lachte oder sang, der foderte ihn zum Stürmen auf; bei einer Windstille pflegten sie daher zu pfeifen, dann stille zu stehen und zu horchen, ob sich noch kein Lüftchen rege. Ihre Erzählungen von verwünschten Inseln, und besonders von einer verwünschten Fregatte, die seit Jahrhunderten in den ostindischen Gewässern spuke, nahmen kein Ende. Auch sprachen sie viel von einer Art Kobolde, Kalfatermännchen genannt, welche sich die Schiffe zu ihrem Aufenthalte wählen, dieselben in Schutz nehmen, zur Nachtzeit kalfatern, und das Schiffsvolk, wenn es in seinen Dienstpflichten nachlässig ist, mit unsichtbaren Backenstreichen oder auf andere Weise bestrafen sollen.

Nicht wenig Unterhaltung verschaffte mir das Benehmen der oben erwähnten Matrosen, welche sich von allem Nothwendigen entblößt und fast nackend eingeschifft hatten. Da sich Herr Feddersen nicht (wie sonst die Schiffskapitäne des Gewinnes wegen thun,) mit

Kleidungstücken und andern Bedürfnissen zum Verkauf an die Mannschaft versehen hatte, so war ich vor der Abfahrt vom Lande besorgt gewesen, was diese Menschen anfangen würden, um ihre Blöße zu bedecken und die übrigen Mängel zu ergänzen. Sobald wir aber in See kamen, verfertigten sie sich Mützen, Jakken, Hosen, Schuhe — alles aus entwendetem, zu den Schiffsvorräthen gehörigem Segeltuche, was ihnen auch mit Schonung nachgesehen wurde. An der Stelle des Kaffees bereiteten sie sich Getränke aus gebranntem Zwieback, gebrannten Bohnen oder Erbsen, und baueten statt des Tabaks, um doch etwas zwischen den Zähnen zu haben, Erbsen, Bohnen, ja zuweilen Stückchen Holz oder Tauwerk; kurz, sie wußten sich alle Bedürfnisse auf irgend eine Weise zu verschaffen; daher ihnen der Kapitän scherzweise den Namen „Genies" beizulegen pflegte. Uebrigens waren sie stets zufrieden und fröhlicher Laune, und unter Allen die beßten Arbeiter.

Am dritten Tage nach der Abreise kam uns die englische Küste zu Gesicht. Jetzt wurde das Meer auf einmal lebendig. Es erschienen Kauffahrer über Kauffahrer, Fischer- und Lootsenfahrzeuge, so wie auch mancherlei Kriegschiffe, die uns anhielten und ausfragten.

Nachmittags gelangten wir in den britischen Kanal. Auf der Fahrt durch dieses Gewässer hält man sich gewöhnlich an der englischen Küste hin, weil sie

weniger als die französische mit Untiefen umgeben ist. Wir schifften daher dicht bei Dover vorbei. Hier sahen wir einige Packetboote mit großer Eilfertigkeit aus- und andere einlaufen; der auf einer Anhöhe befindliche Telegraph war in beständiger Thätigkeit, und von den Batterien ertönten unaufhörlich Signalschüsse.

Während der Nacht, wo trübes Wetter eintrat, gaben die vielen längs der englischen Küste angezündeten Leuchtfeuer ein herrliches Schauspiel. Erst zeigten sie sich wie Rauchwolken, dann brach ein helles Feuer durch, das nach einiger Zeit wieder zu verlöschen schien, bis die Steinkohlen von den Wächtern wieder aufgeschürt oder von den Windstößen angefacht wurden, wo dann Flammen und Funken, wie aus den Kratern feuerspeiender Berge, emporstiegen.

Ein um so unangenehmeres Schauspiel hatten wir bei Tagesanbruch. Zwei englische Cutter machten Jagd auf ein Fahrzeug, das während der Nacht von Boulogne herüber an die englische Küste gekommen war, um Schleichhandel zu treiben. Als die darauf befindlichen Leute sich ohne Rettung verloren sahen, sprangen sie, um den Händen des Henkers zu entrinnen, einer nach dem andern über Bord, und sanken, weil sie sich vermuthlich mit Gewichten beschwert hatten, augenblicklich unter. Die Cutter nahmen hierauf das Fahrzeug in Beschlag, und brachten es nach Hastings.

Unsere Matrosen machten bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß diese Schleichhändler wahrscheinlich

Kleidungstücken und andern Bedürfnissen zum Verkauf an die Mannschaft versehen hatte, so war ich vor der Abfahrt vom Lande besorgt gewesen, was diese Menschen anfangen würden, um ihre Blöße zu bedecken und die übrigen Mängel zu ergänzen. Sobald wir aber in See kamen, verfertigten sie sich Mützen, Jakken, Hosen, Schuhe — alles aus entwendetem, zu den Schiffsvorräthen gehörigem Segeltuche, was ihnen auch mit Schonung nachgesehen wurde. An der Stelle des Kaffees bereiteten sie sich Getränke aus gebranntem Zwieback, gebrannten Bohnen oder Erbsen, und kaueten statt des Tabaks, um doch etwas zwischen den Zähnen zu haben, Erbsen, Bohnen, ja zuweilen Stückchen Holz oder Tauwerk; kurz, sie wußten sich alle Bedürfnisse auf irgend eine Weise zu verschaffen; daher ihnen der Kapitän scherzweise den Namen „Genies" beizulegen pflegte. Uebrigens waren sie stets zufrieden und fröhlicher Laune, und unter Allen die beßten Arbeiter.

Am dritten Tage nach der Abreise kam uns die englische Küste zu Gesicht. Jetzt wurde das Meer auf einmal lebendig. Es erschienen Kauffahrer über Kauffahrer, Fischer- und Lootsenfahrzeuge, so wie auch mancherlei Kriegschiffe, die uns anhielten und ausfragten.

Nachmittags gelangten wir in den britischen Kanal. Auf der Fahrt durch dieses Gewässer hält man sich gewöhnlich an der englischen Küste hin, weil sie

weniger als die französische mit Untiefen umgeben ist. Wir schifften daher dicht bei Dover vorbei. Hier sahen wir einige Packetboote mit großer Eilfertigkeit aus- und andere einlaufen; der auf einer Anhöhe befindliche Telegraph war in beständiger Thätigkeit, und von den Batterien ertönten unaufhörlich Signalschüsse.

Während der Nacht, wo trübes Wetter eintrat, gaben die vielen längs der englischen Küste angezündeten Leuchtfeuer ein herrliches Schauspiel. Erst zeigten sie sich wie Rauchwolken, dann brach ein helles Feuer durch, das nach einiger Zeit wieder zu verlöschen schien, bis die Steinkohlen von den Wächtern wieder aufgeschürt oder von den Windstößen angefacht wurden, wo dann Flammen und Funken, wie aus den Kratern feuerspeiender Berge, emporstiegen.

Ein um so unangenehmeres Schauspiel hatten wir bei Tagesanbruch. Zwei englische Cutter machten Jagd auf ein Fahrzeug, das während der Nacht von Boulogne herüber an die englische Küste gekommen war, um Schleichhandel zu treiben. Als die darauf befindlichen Leute sich ohne Rettung verloren sahen, sprangen sie, um den Händen des Henkers zu entrinnen, einer nach dem andern über Bord, und sanken, weil sie sich vermuthlich mit Gewichten beschwert hatten, augenblicklich unter. Die Cutter nahmen hierauf das Fahrzeug in Beschlag, und brachten es nach Hastings.

Unsere Matrosen machten bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß diese Schleichhändler wahrscheinlich

Kleidungstücken und andern Bedürfnissen zum Verkauf an die Mannschaft versehen hatte, so war ich vor der Abfahrt vom Lande besorgt gewesen, was diese Menschen anfangen würden, um ihre Blöße zu bedecken und die übrigen Mängel zu ergänzen. Sobald wir aber in See kamen, verfertigten sie sich Mützen, Jakken, Hosen, Schuhe — alles aus entwendetem, zu den Schiffsvorräthen gehörigem Segeltuche, was ihnen auch mit Schonung nachgesehen wurde. An der Stelle des Kaffees bereiteten sie sich Getränke aus gebranntem Zwieback, gebrannten Bohnen oder Erbsen, und laueten statt des Tabaks, um doch etwas zwischen den Zähnen zu haben, Erbsen, Bohnen, ja zuweilen Stückchen Holz oder Tauwerk; kurz, sie wußten sich alle Bedürfnisse auf irgend eine Weise zu verschaffen; daher ihnen der Kapitän scherzweise den Namen „Genies" beizulegen pflegte. Uebrigens waren sie stets zufrieden und fröhlicher Laune, und unter Allen die beßten Arbeiter.

Am dritten Tage nach der Abreise kam uns die englische Küste zu Gesicht. Jetzt wurde das Meer auf einmal lebendig. Es erschienen Kauffahrer über Kauffahrer, Fischer- und Lootsenfahrzeuge, so wie auch mancherlei Kriegschiffe, die uns anhielten und ausfragten.

Nachmittags gelangten wir in den britischen Kanal. Auf der Fahrt durch dieses Gewässer hält man sich gewöhnlich an der englischen Küste hin, weil sie

weniger als die französische mit Untiefen umgeben ist. Wir schifften daher dicht bei Dover vorbei. Hier sahen wir einige Packetboote mit großer Eilfertigkeit aus- und andere einlaufen; der auf einer Anhöhe befindliche Telegraph war in beständiger Thätigkeit, und von den Batterien ertönten unaufhörlich Signalschüsse.

Während der Nacht, wo trübes Wetter eintrat, gaben die vielen längs der englischen Küste angezündeten Leuchtfeuer ein herrliches Schauspiel. Erst zeigten sie sich wie Rauchwolken, dann brach ein helles Feuer durch, das nach einiger Zeit wieder zu verlöschen schien, bis die Steinkohlen von den Wächtern wieder aufgeschürt oder von den Windstößen angefacht wurden, wo dann Flammen und Funken, wie aus den Kratern feuerspeiender Berge, emporstiegen.

Ein um so unangenehmeres Schauspiel hatten wir bei Tagesanbruch. Zwei englische Cutter machten Jagd auf ein Fahrzeug, das während der Nacht von Boulogne herüber an die englische Küste gekommen war, um Schleichhandel zu treiben. Als die darauf befindlichen Leute sich ohne Rettung verloren sahen, sprangen sie, um den Händen des Henkers zu entrinnen, einer nach dem andern über Bord, und sanken, weil sie sich vermuthlich mit Gewichten beschwert hatten, augenblicklich unter. Die Cutter nahmen hierauf das Fahrzeug in Beschlag, und brachten es nach Hastings.

Unsere Matrosen machten bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß diese Schleichhändler wahrscheinlich

Kleidungstücken und andern Bedürfnissen zum Verkauf an die Mannschaft versehen hatte, so war ich vor der Abfahrt vom Lande besorgt gewesen, was diese Menschen anfangen würden, um ihre Blöße zu bedecken und die übrigen Mängel zu ergänzen. Sobald wir aber in See kamen, verfertigten sie sich Mützen, Jakken, Hosen, Schuhe — alles aus entwendetem, zu den Schiffsvorräthen gehörigem Segeltuche, was ihnen auch mit Schonung nachgesehen wurde. An der Stelle des Kaffees bereiteten sie sich Getränke aus gebranntem Zwieback, gebrannten Bohnen oder Erbsen, und faueten statt des Tabaks, um doch etwas zwischen den Zähnen zu haben, Erbsen, Bohnen, ja zuweilen Stückchen Holz oder Tauwerk; kurz, sie wußten sich alle Bedürfnisse auf irgend eine Weise zu verschaffen; daher ihnen der Kapitän scherzweise den Namen „Genies" beizulegen pflegte. Uebrigens waren sie stets zufrieden und fröhlicher Laune, und unter Allen die beßten Arbeiter.

Am dritten Tage nach der Abreise kam uns die englische Küste zu Gesicht. Jetzt wurde das Meer auf einmal lebendig. Es erschienen Kauffahrer über Kauffahrer, Fischer- und Lootsenfahrzeuge, so wie auch mancherlei Kriegschiffe, die uns anhielten und ausfragten.

Nachmittags gelangten wir in den britischen Kanal. Auf der Fahrt durch dieses Gewässer hält man sich gewöhnlich an der englischen Küste hin, weil sie

weniger als die französische mit Untiefen umgeben ist. Wir schifften daher dicht bei Dover vorbei. Hier sahen wir einige Packetboote mit großer Eilfertigkeit aus- und andere einlaufen; der auf einer Anhöhe befindliche Telegraph war in beständiger Thätigkeit, und von den Batterien ertönten unaufhörlich Signalschüsse.

Während der Nacht, wo trübes Wetter eintrat, gaben die vielen längs der englischen Küste angezündeten Leuchtfeuer ein herrliches Schauspiel. Erst zeigten sie sich wie Rauchwolken, dann brach ein helles Feuer durch, das nach einiger Zeit wieder zu verlöschen schien, bis die Steinkohlen von den Wächtern wieder aufgeschürt oder von den Windstößen angefacht wurden, wo dann Flammen und Funken, wie aus den Kratern feuerspeiender Berge, emporstiegen.

Ein um so unangenehmeres Schauspiel hatten wir bei Tagesanbruch. Zwei englische Cutter machten Jagd auf ein Fahrzeug, das während der Nacht von Boulogne herüber an die englische Küste gekommen war, um Schleichhandel zu treiben. Als die darauf befindlichen Leute sich ohne Rettung verloren sahen, sprangen sie, um den Händen des Henkers zu entrinnen, einer nach dem andern über Bord, und sanken, weil sie sich vermuthlich mit Gewichten beschwert hatten, augenblicklich unter. Die Cutter nahmen hierauf das Fahrzeug in Beschlag, und brachten es nach Hastings.

Unsere Matrosen machten bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß diese Schleichhändler wahrscheinlich

Kleidungstücken und andern Bedürfnissen zum Verkauf an die Mannschaft versehen hatte, so war ich vor der Abfahrt vom Lande besorgt gewesen, was diese Menschen anfangen würden, um ihre Blöße zu bedecken und die übrigen Mängel zu ergänzen. Sobald wir aber in See kamen, verfertigten sie sich Mützen, Jakken, Hosen, Schuhe — alles aus entwendetem, zu den Schiffsvorräthen gehörigem Segeltuche, was ihnen auch mit Schonung nachgesehen wurde. An der Stelle des Kaffees bereiteten sie sich Getränke aus gebranntem Zwieback, gebrannten Bohnen oder Erbsen, und kaueten statt des Tabaks, um doch etwas zwischen den Zähnen zu haben, Erbsen, Bohnen, ja zuweilen Stückchen Holz oder Tauwerk; kurz, sie wußten sich alle Bedürfnisse auf irgend eine Weise zu verschaffen; daher ihnen der Kapitän scherzweise den Namen „Genies" beizulegen pflegte. Uebrigens waren sie stets zufrieden und fröhlicher Laune, und unter Allen die beßten Arbeiter.

Am dritten Tage nach der Abreise kam uns die englische Küste zu Gesicht. Jetzt wurde das Meer auf einmal lebendig. Es erschienen Kauffahrer über Kauffahrer, Fischer- und Lootsenfahrzeuge, so wie auch mancherlei Kriegschiffe, die uns anhielten und ausfragten.

Nachmittags gelangten wir in den britischen Kanal. Auf der Fahrt durch dieses Gewässer hält man sich gewöhnlich an der englischen Küste hin, weil sie

weniger als die französische mit Untiefen umgeben ist. Wir schifften daher dicht bei Dover vorbei. Hier sahen wir einige Packetboote mit großer Eilfertigkeit aus- und andere einlaufen; der auf einer Anhöhe befindliche Telegraph war in beständiger Thätigkeit, und von den Batterien ertönten unaufhörlich Signalschüsse.

Während der Nacht, wo trübes Wetter eintrat, gaben die vielen längs der englischen Küste angezündeten Leuchtfeuer ein herrliches Schauspiel. Erst zeigten sie sich wie Rauchwolken, dann brach ein helles Feuer durch, das nach einiger Zeit wieder zu verlöschen schien, bis die Steinkohlen von den Wächtern wieder aufgeschürt oder von den Windstößen angefacht wurden, wo dann Flammen und Funken, wie aus den Kratern feuerspeiender Berge, emporstiegen.

Ein um so unangenehmeres Schauspiel hatten wir bei Tagesanbruch. Zwei englische Cutter machten Jagd auf ein Fahrzeug, das während der Nacht von Boulogne herüber an die englische Küste gekommen war, um Schleichhandel zu treiben. Als die darauf befindlichen Leute sich ohne Rettung verloren sahen, sprangen sie, um den Händen des Henkers zu entrinnen, einer nach dem andern über Bord, und sanken, weil sie sich vermuthlich mit Gewichten beschwert hatten, augenblicklich unter. Die Cutter nahmen hierauf das Fahrzeug in Beschlag, und brachten es nach Hastings.

Unsere Matrosen machten bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß diese Schleichhändler wahrscheinlich

Güter geladen hätten, die sich wegen ihrer Schwere nicht gut fortbewegen ließen; denn sonst pflegten sie bei Erblickung eines Kriegschiffs alle verbotene Waaren über Bord zu werfen, und auf solche Weise der gesetzlichen Strafe zu entgehen. Man träfe daher sehr oft im Kanale dergleichen ausgeworfene Ladungen an, und Einer wollte in der Gegend von Portsmuth einige Fässer Franzbranntwein, und ein Anderer bei Dover eine Menge Fäßchen mit holländischem Genever aufgefischt haben.

Am heutigen Tage verließ uns der östliche Wind, indem ein südwestlicher an dessen Stelle trat. Das Meer und die Atmosphäre veränderten nun auf einmal ihre Gestalt. Schäumende Wellen drangen aus dem Ocean in den Kanal, und thürmten sich hier, wo sie an den zwei Küsten gebrochen werden, hoch über einander. Schwarze Wolken umzogen den Himmel und beschleunigten die nächtliche Finsterniß. Um Mitternacht ließ jedoch der Wind nach, das Meer ward ebener, und die Wolken lös'ten sich in einen dicken, undurchdringlichen Nebel auf.

Diese Nebel, in welche die englischen Küsten nicht nur oft im Winter, sondern zuweilen auch im Sommer gehüllt sind, machen das Beschiffen des Kanals, wo die Lebhaftigkeit so groß und das Fahrwasser so eng ist, äußerst gefährlich. Oft gerathen die Schiffe zusammen, übersegeln oder zertrümmern einander, oder fügen sich sonst beträchtlichen Schaden zu. Um daher

die uns sich nähernden Segler aufmerksam zu machen und sie entfernt zu halten, wurde unaufhörlich die Glocke geläutet und eine Trommel geschlagen. Dieser Vorsicht ungeachtet kam uns einer so nahe, daß sich dessen Bugspriet in der Wand unseres Kreuzmastes verwirrte. Man säumte jedoch nicht, dieselbe zu kappen, wodurch beide Schiffe von einander befreit wurden; außerdem wäre der Umsturz des Mastes und vielleicht manche andere Zerstörung unvermeidlich gewesen. Um die Wand wieder in Stand zu setzen, mußte man die ganze Nacht arbeiten.

Am folgenden Mittag erhob sich plötzlich ein Nordwestwind. Wie eine Rauchwolke verflog nun der Nebel, und das Blau des Himmels trat in schönster Reinheit hervor. Es war, als ob der Vorhang vor einer Bühne aufgezogen würde, und die Malerei im Hintergrunde eine reizende Landschaft darstellte. Die Insel Wight mit ihren anmuthigen Flecken und Dörfern, und die Rhede von Portsmouth, bedeckt mit einem dichten Mastenwalde, erschienen in einiger Entfernung auf unserer rechten Seite. Rund um uns, in der Nähe und Ferne, zeigte sich das bunteste Gemisch von Schiffen. Es waren englische Fischer-, Lootsen- und Küstenfahrzeuge, einzelne Kauffahrteischiffe von verschiedenen Nationen und ganze Flotten englischer, französischer Raubschiffe, die, vom Nebel begünstigt, sich unter die letztern gemischt und schon einige davon überfallen hatten, und endlich englische Kriegschiffe, welche

die nun sichtbar gewordenen Räuber entdeckten und verfolgten.

Ein solcher Zusammenfluß von Schiffen im Mittelpunkte des Kanals findet bei nebeligem Wetter häufig Statt. Die Ursache davon ist einleuchtend. Der Nebel reicht gewöhnlich nicht viel weiter, als vom Ost- bis zum Westende dieses Gewässers. Die Schiffe, welche von beiden Enden einlaufen, kommen deßhalb mit vollen Segeln an, ziehen sie aber nach und nach ein, weil der Nebel, je weiter sie eindringen, immer dicker wird, bis sie endlich in der Mitte völlig still halten. Während der Zeit kommen viele andere hinter her, und so stoßen dann alle diejenigen, welche bei hellem Wetter im ganzen Kanale zerstreut und zum Theil schon wieder hinaus sein würden, dicht zusammen. Die französischen Kaper erschienen daher in jenen kriegerischen Zeiten, so oft nebeliges Wetter eintrat, sehr zahlreich in der Gegend der Insel Wight, indem sie versichert waren, feindliche Schiffe anzutreffen, die sie unvermuthet überfallen und unbemerkt fortschleppen konnten.

Der Nordwestwind hielt den ganzen Tag an, ward dann nördlicher und lief endlich wieder nach Osten herum, wo er sich festsetzte. Auf einen Windwechsel, der solchergestalt vor sich geht, folgt immer das schönste Wetter; und dieß war auch damals der Fall, so daß wir, ohne ein Wölkchen zu erblicken, aus dem britischen Kanal kamen.

3.

Angenehme Fahrt längs dem Meerbusen von Biscaja. Auf der Höhe vom Cap Finisterre entsteht eine ungewöhnliche Windstille. Die Strömungen des Meeres — ihr Einfluß auf die Schifffahrt — Nothwendigkeit, daß der Seemann sie genau untersuche, und Beschreibung des dabei üblichen Verfahrens.

Auf dem ganzen Wege längs dem Meerbusen von Biscaja ereignete sich nichts, was einer Erwähnung verdiente. Die Segel blieben, des ausdauernden günstigen Windes wegen, mehre Tage fast unverrückt stehen. Man aß, trank und schwatzte, sah den ruhig vorbei segelnden Schiffen und dem sanften Spiel der Wellen zu, und überließ sich der fröhlichsten Laune; denn Niemand ist lustiger als der Seemann, wenn er von Wind und Wetter begünstigt wird.

Am 4. Juli erreichten wir das Cap Finisterre; es lag früh um neun Uhr ungefähr drei Meilen ostwärts von uns entfernt. Obschon diese, wie jede andere Vorgebirgsgegend fast unaufhörlich von heftigen Winden bestrichen wird, so wehte hier doch nur ein schwaches Lüftchen, das bald in eine gänzliche Windstille überging. Das Meer, welches schon seit einigen Tagen in geringer Bewegung war, wurde nun so

eben, daß es der Fläche eines Spiegels glich. Ein solcher Zustand desselben ist eine sehr seltene Erscheinung, theils weil die Wellen die einmal angenommene Bewegung noch fortsetzen, nachdem der Wind schon lange sich gelegt hat, theils weil es, wenn auch in der einen Gegend des Oceans eine gänzliche Windstille herrscht, in der andern oft um so heftiger stürmt, und die dortige Unruhe des Wassers in jene Gegend sich fortpflanzt.

Gesetzt aber, das Meer scheint in gänzlicher Ruhe zu sein, so bleibt es doch immer gewissen Bewegungen unterworfen, wohin nicht nur die Ebbe und Fluth und das allgemeine Abfließen von Osten nach Westen, sondern besonders auch die Ströme, Strömungen, Stromgänge gehören. Diese Ströme sind Theile des Meeres, welche, wie in einem Bette zwischen zwei Ufern, durch die übrige Masse fließen, ohne mit deren Bewegung etwas gemein zu haben. Es gibt eine große Menge derselben. Ihre Beschaffenheit ist verschieden, indem sie beständig oder unbeständig sind, schnell oder langsam, gerade aus, bogenförmig oder hin und her laufen, und sich mehr oder weniger in die Länge und Breite ausdehnen. Sie entstehen auf mancherlei Weise. Bei denen in der Nähe des Landes liegt die Ursache bisweilen in den Klippen, die unter der Oberfläche des Meeres verborgen liegen, weil Ebbe und Fluth daran gebrochen und in verschiedenen Richtungen zurückgeworfen wird; die auf dem hohen Meere vorkommenden

rühren meistens von den herrschenden Winden her. Doch läßt sich in vielen Fällen gar keine Ursache von ihrer Entstehung angeben. Man kann indessen leicht begreifen, wie groß ihr Einfluß auf die Seereisen ist, wie sehr sie den Lauf der Schiffe hemmen, befördern, oder irre leiten und den Seemann in seinen Berechnungen täuschen, da sie zumal auf den Schiffen, weil sie dieselben unvermerkt mit sich fortführen, ohne besondere Untersuchung selten wahrzunehmen sind. Das Meer in Hinsicht seiner Strömung zu untersuchen, ist daher ein wichtiges Geschäft für den Seefahrer. Eine Windstille bietet ihm die beßte Gelegenheit dazu dar; auch ist es zu dieser Zeit am nöthigsten, weil ein Schiff dann völlig in die Gewalt der Ströme übergeht, und von ihnen auf Sandbänke, Klippen oder Küsten getrieben werden kann.

Da es bei der Untersuchung hauptsächlich darauf ankommt, einen festen Standpunkt zu gewinnen, woraus man von dem Strome nicht mit fortgerissen wird, so läßt sich das Geschäft am beßten verrichten, wenn das Schiff vor Anker geht. Dieß ist jedoch auf dem hohen Meere, wegen der allzu großen Tiefe desselben, nur selten thunlich. Der Seemann hat daher ein anderes, obschon nicht völlig so sicheres Mittel ersonnen. Man setzt nämlich ein leichtes Boot aus, rudert damit vom Schiffe ab, und hält in einer kleinen Entfernung still. Es wird dann am vordern oder hintern Theile des Bootes ein schwerer Körper, gewöhnlich ein eiser=

ner Kessel, der mit Kanonenkugeln gefüllt ist, zu einer Tiefe von zwanzig und mehr Klaftern in das Meer gehängt. Da sich die Ströme selten bis zu dieser Tiefe erstrecken, so befindet sich der Kessel in ruhigem Wasser, und bewirkt durch den Widerstand seiner Schwere, daß das Boot, welches sich von einer geringen Kraft festhalten läßt, vom Strome nicht mit fortgenommen wird. Hat man nun auf diese Weise einen festen Standpunkt erlangt, so ist aus der Lage, die das Boot annimmt, aus der Richtung des vorbei fließenden Wassers, so wie des forttreibenden Schiffes leicht zu sehen, nach welcher Gegend und mit welcher Geschwindigkeit das Meer fortströmt. Um dieses aber noch genauer zu bestimmen, nimmt der Seemann das so genannte Log zu Hülfe, ein Werkzeug, das er fast stündlich gebraucht, den Lauf des Schiffes zu messen. Dieses besteht aus einer sehr beweglichen Rolle mit einer darum gewundenen Leine, die man durch Knoten dergestalt abgetheilt hat, daß die Entfernung des einen von dem andern sich zu einer geographischen Meile wie $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Minute zu einer Stunde verhält. Am Ende der Leine befindet sich ein Bretchen, das gewöhnlich wie ein Quadrant gestaltet, und an der runden Kante mit Blei beschwert ist, so daß es nur wenig unter der Oberfläche des Wassers in einer senkrechten Lage schwimmt. Um nun die Geschwindigkeit des Schiffes oder die des Stromes zu finden, wirft man das Logbret in das Wasser, worauf dasselbe im gleichen Maße,

als das Schiff oder der Strom fortgeht, die Leine von der Rolle abwickelt, und zwar ohne beträchtlich von der Stelle verrückt zu werden, weil es seine ganze Fläche gegen das Wasser stützt. Sobald sich die Leine bis zu einem gewissen daran befindlichen Zeichen, das gewöhnlich aus einem Stückchen rothen Tuches besteht, abgewunden hat, wird eine Sanduhr, die $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Minute anzeigt, umgedreht. In dem Augenblicke, wo diese Uhr abläuft, hält man die Leine an, zieht sie wieder ein, und überzählt nun die ausgelaufenen Knoten, welche bestimmen, wie viel Meilen das Schiff oder der Strom in einer Stunde zurücklegen. Es sind übrigens sowohl mit der Beschaffenheit des Log-Instrumentes und der Sanduhren, als auch mit dem Gebrauche derselben noch mancherlei Nebenumstände verknüpft, die ich jedoch, ohne mich zu weit von meinem Zwecke zu entfernen, nicht berühren darf. Ich komme nun wieder zu unserer Reise zurück.

Als wir das Meer auf die beschriebene Weise untersuchten, ergab sich, daß es nach der spanischen Küste strömte, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die in vier Stunden eine Meile betrug. Da die Zeit, wo der Regel nach die Ebbe eintreten sollte, schon lange verflossen war, so lag am Tage, daß wir uns in einem von Westen her fließenden Strome befanden. Ob dieser Strom beständig Statt findet, ist sehr unwahrscheinlich; denn auf den Charten und in den Beschreibungen von der Meeresgegend bis Finisterre, die man

doch so genau kennt, wird nichts davon erwähnt. Wodurch er aber gerade damals entstand, ließ sich nicht errathen; so viel schien jedoch gewiß, daß nicht der Wind die Ursache war, weil jene Gegend, nach ihrer Ruhe zu schließen, seit mehren Tagen keine Westwinde gehabt hatte.

Wir standen indeß bei einiger Fortdauer der Windstille in Gefahr, vom Strom an die Küste getrieben zu werden. In solchen Fällen, und wenn das Meer nicht zu tief ist, pflegt man zu ankern, und so die Rückkehr des Windes ruhig abzuwarten. Diese Maßregel läßt sich jedoch in der Gegend von Spanien nicht befolgen, weil das Gewässer bis dicht an die Küste eine solche Tiefe hat, daß kein Anker den Grund erreicht. Dieß ist überhaupt bei allen hohen Küsten der Fall; denn die Meerestiefe stimmt in der Nähe des Landes fast immer mit dessen Höhe überein.

Es blieb uns daher kein anderes Mittel übrig, als zu versuchen, das Schiff aus dem Strome zu bugsiren, was auch mit so gutem Erfolg geschah, daß wir nach Verlauf einer halben Stunde das südliche Ende desselben erreichten. Es kündigte sich durch ein Rauschen und Schäumen des Wassers an, das durch die einander begegnenden Theile des Stroms und der Ebbe veranlaßt wurde.

4.

Wärme der Luft. Eine lange und unangenehme Windstille. Marockanische Seeräuber suchen unser Schiff heimlich zu überfallen, was jedoch glücklicher Weise zur rechten Zeit entdeckt wird — man rüstet sich zum Kampfe und schlägt den ersten Angriff ab. Beschreibung des Raubschiffes, einer Galeere — allgemeine Bemerkungen über dergleichen Fahrzeuge. Fortsetzung des Gefechts, das sich zu unserem Vortheil endigt. Wir steuern, zur Ausbesserung des beschädigten Schiffes, nach Porto Santo.

Wir hatten seit unserer Abfahrt von Hamburg noch keinen beträchtlichen Unterschied in der Luftwärme bemerkt. Dort war sie schon Anfangs Juni bis auf 20 Grad Réaum., seitdem jedoch nie über 18 gestiegen. Aber während der heutigen Windstille empfanden wir die ganze Macht der spanischen Sonne. Der Thermometer stand in den Mittagstunden auf 24 Grad im Schatten.

Um so willkommener waren daher die kühlen nordöstlichen Lüftchen, die am Abend sich erhoben, und die herrlichsten würzhaften Gerüche vom Lande herüber führten. Wir setzten mit erhobenem Gemüth unsere Reise weiter fort, und verloren in kurzem die spanische Küste aus den Augen. Da dieser Wind die folgenden Tage anhielt, so gelangten wir mit großer

Schnelligkeit in südlichere Breiten. Gleichwohl war die Luftwärme gemäßigt, und nie über 20 Grad; wobei man jedoch erwägen muß, daß es auf einem Schiffe mit vollen Segeln, von welchen der aufgefangene Wind mit großer Heftigkeit und in verschiedenen Richtungen herabkommt, stets kühler als außerhalb desselben ist.

Am 12. Jul. kamen wir bis unter den 36. Gr. nördl. Breite und dem 4. Gr. westl. Länge, wo uns zum zweiten Mal eine Windstille befiel, die einige Tage dauerte. Die Hitze nahm während dieser Zeit so gewaltig zu, daß man das Schiff alle Stunden mit Wasser begießen mußte, um das Aufspringen des Holzes und das Schmelzen des Peches zu verhüten. Unbeschreiblich groß war die Anzahl der auf der Oberfläche des Meeres versammelten Fische; die verschiedenen Größen und Gestalten, das muntere Spiel, die Feindseligkeiten und Gefechte derselben gewährten einen unterhaltenden Anblick. So sah ich, um nur Ein Beispiel anzuführen, wie ein Delphin einen fliegenden Fisch verfolgte, wie dieser, um sich zu retten, aufflog und jener ihm, während seines Fluges, auf hundert Schritte nachschwamm, ihn beim Herabfallen mit hoch aus dem Wasser gehobenen Rachen auffing, und wie in dem nämlichen Augenblick ein dritter Fisch den Delphin überraschte und sammt seiner Beute verschlang.

Wir hatten drei Tage lang vom Winde verlassen zugebracht, und sahen nun seiner Rückkehr sehnlich entgegen, als endlich die hinab sinkende Sonne, nachdem

sie an den vorhergehenden Abenden unumwölkt und im goldgelben Glanze untergegangen war, durch ihre röthliche Farbe und die sie umgebenden streifigen Wolken, die erwachende Thätigkeit des Luftkreises verkündigte. Die Mannschaft bezeigte darüber die innigste Freude; sie hielt ein vergnügtes Abendmahl und dann übernahm, wie gewöhnlich, die eine Hälfte derselben die Wache, während die andere sich zur Ruhe begab.

Ich legte mich ebenfalls in meine Hangmatte, ward aber plötzlich von einer nie gefühlten Bangigkeit ergriffen; ich schrieb sie der ungewohnten Erhitzung meines Blutes zu, und ging, um mich in der Nachtluft abzukühlen, wieder auf's Verdeck. Hier spazierte ich, nach Seemannsgebrauch, von dem hintern nach dem vordern Theile des Schiffes auf und ab, hing meinen Gedanken nach, oder schwatzte mit den wachhabenden Leuten. So kam die Mitternacht heran. Die Wache wurde abgelös't. Als die neue Mannschaft sah, daß noch kein Lüftchen sich regte, und es nicht die mindeste Arbeit für sie gab, setzte sich Einer nach dem Andern hin, und schlummerte ein. Mir aber kam kein Schlaf in die Augen, wiewohl ich mich durch den starken Schweiß, den die Hitze des Tages mir ausgepreßt hatte, ziemlich ermattet fühlte.

Gegen zwei Uhr nach Mitternacht vernahm ich in der Ferne ein Geräusch wie Ruderschläge. Ich ergriff den Nachtgucker, (ein Fernrohr, das zum Gebrauche bei Nacht besonders eingerichtet ist,) und erblickte wirk-

lich ein Fahrzeug, das mit aller Kraft auf uns zuruderte. Ich weckte nun den wachhabenden Steuermann, und da dieser das Fahrzeug für ein nordafrikanisches Raubschiff erkannte, so wurde augenblicklich Lärm gemacht.

Auf den Ruf „alle Mann hoch!" war sogleich die ganze Mannschaft beisammen. Sie suchte alle Flinten, Pistolen, Säbel, Piken und Aexte hervor, lud die Kanonen mit Glas, Nägeln und gehacktem Blei, und legte Pulver und Kugeln, so wie auch Handgranaten, auf dem Verdeck nieder.

Mittlerweile waren die Barbaresken sehr nahe gekommen. Man rief ihnen durch das Sprachrohr zu, um eine Erklärung über ihre Absicht zu erhalten. Sie antworteten mit einem Kanonenschusse, der jedoch das Ziel verfehlte. Wir konnten ihn nicht gleich erwiedern, weil das Fahrzeug von vorn kam, wo man keine Kanone darauf richten konnte. Endlich aber drehten die Wellen unser Schiff, so daß es dem feindlichen die linke Seite zukehrte. Wir feuerten nun die vier Kanonen dieser Seite auf die Seeräuber ab, und richteten, wie es schien, eine große Verwüstung unter ihnen an; denn sie erhoben ein fürchterliches Geschrei und Wehklagen. Dessen ungeachtet ließen sie sich nicht abschrecken uns näher zu kommen, und waren, ehe man die Kanonen zum zweiten Mal laden konnte, auf der Seite des Schiffes, an dem sie das ihrige mittels großer Haken befestigten.

Das Fahrzeug wimmelte von Menschen, unter welchen aber große Verwirrung herrschte. Sie wurde bald noch größer, als unsere Leute das kleine Gewehr abfeuerten, und dann einen Hagel von Granaten nachfolgen ließen. Die Räuber waren indeß keine müßigen Zuschauer. Sie unterhielten, um uns von der Schiffseite zu verjagen, ein lebhaftes Feuer, das jedoch, da unser Schiff hoch über dem ihrigen emporragte, und jeder Schuß über uns hinweg flog, ohne Wirkung war. Nach einiger Zeit begannen sie, mit dem Säbel im Munde, zu entern oder am Schiffe heraufzuklettern.

Obschon dieser Angriff durch den Umstand, daß es uns an Enternetzen fehlte, sehr begünstigt wurde, so that dennoch unsere Mannschaft, von Muth und Besonnenheit geleitet, kräftigen Widerstand. Kaum zeigte sich über dem Schiffsbord ein Kopf oder eine Hand, so waren Stöße mit den Piken, oder die Hiebe der Säbel und Aexte darauf gerichtet.

Auf diese Weise mißlang es dem Feinde, das Verdeck zu ersteigen. Er stand daher nach einiger Zeit vom Entern ab, machte sein Schiff von dem unsrigen los und ruderte fort, während man abermal einen Regen von Flintenkugeln und Granaten auf ihn hinabschickte. Er nahm dann seine Stellung etwa zweihundert Schritte weit vor unserem Schiffe, und begann seine 24pfündige Kanone darauf spielen zu lassen. Es erhielt alle vier oder fünf Minuten einen Schuß, und

obgleich die meisten Kugeln fehl gingen, durchbohrten doch mehre den Bug, so daß das Wasser in den Raum drang, und der Zimmermann über Bord steigen mußte, um in die gemachten Oeffnungen hölzerne Pfropfe zu schlagen. Da unser Schiff, der Windstille wegen, sich nicht regieren ließ, so mußten wir dem Beginnen des Feindes unthätig zusehen. Doch verdankten wir seiner Ungeschicklichkeit im Feuern, daß er den Zweck, uns zur Uebergabe zu nöthigen, nicht erreichte.

Endlich brach die Morgendämmerung an. Wir sahen nun deutlich, wie sehr die Barbaresken gelitten hatten. Ueberall zeigten sich verbundene Köpfe, Arme und Beine; auch schien die Zahl der Waffenfähigen sehr vermindert zu sein, wiewohl sie sich immer noch auf achtzig Mann belaufen mochte.

Jetzt konnte man auch die ganze Einrichtung des Raubschiffes übersehen. Es war eine Art Galeere, die ungefähr hundert Fuß in der Länge und zwanzig in der Breite hatte. Die Höhe des Verdecks über dem Wasserspiegel betrug kaum vier Fuß. Auf jeder Seite zählte ich zwanzig Ruder und eben so viel Ruderbänke. Zwischen diesen, das heißt mitten auf dem Verdeck, befand sich ein Gang, welcher von dem vordern nach dem hintern Theil des Schiffes führte. Hinten stand eine Art Hütte, die Wohnung des Kapitäns; vorn war die erwähnte Kanone aufgepflanzt, und ich erwähne hier beiläufig, daß die afrikanischen Raubgaleeren selten mehr als Eine Kanone haben, weil ihre Mannschaften sich

auf das Entern verlassen. Ueber der Kanone befand sich ein Back, welches in einen Schnabel ausging, der statt des Bugspriets diente. Das Takelwerk bestand aus einem Haupt- und einem Fockmast. Beide waren sehr kurz und ohne Stängen; auch fehlte es ihnen an Wänden. Jeder führte ein einziges, aber ungeheures Segel, und zwar von der dreieckigen Art, die man lateinische nennt. An der Raaspitze des Hauptmastes war die marockanische Flagge aufgezogen.

Die Galeeren überhaupt sind Fahrzeuge, welche den Kriegschiffen des Alterthums am nächsten kommen, indem ihre Form sich in mehr als zwei tausend Jahren wenig verändert hat. Man findet dergleichen fast bei allen Völkern am Mittelmeere, so wie auch in Schweden, wo sie unter dem Namen „Scheerenflotte" bekannt sind. Da die Galeeren nicht tief im Wasser gehen, so dienen sie besonders zum Bewachen der Küsten; aber die größten Vortheile gewähren sie bei einer Windstille, weil sie eben so schnell rudern als segeln. Dagegen können sie in ungestümen Wetter die offene See nicht halten, und lassen sich deßhalb zu langen Reisen nicht füglich gebrauchen. Dessen ungeachtet wagen die afrikanischen Seeräuber, auf dem hohen Meere damit zu kreuzen; ja, man hat zuweilen solche Raubgaleeren nordwärts vom Vorgebirge Finisterre angetroffen.

Als die Sonne aufging, erhob sich ein leises Lüftchen von Westen. In gleichem Maße, womit die Windstille den Feind begünstigt hatte, kam nun der Wind

uns zu Statten. Man setzte sogleich die Segel bei, drehte das Schiff, und schoß Kugeln über Kugeln auf die Galeere ab. Sie zog dann, wahrscheinlich um zu entkommen, ebenfalls ihre Segel auf; aber in diesem Augenblick wurde die Raa ihres Hauptmastes von einem Schusse zersplittert. Unsere Leute feuerten indessen unablässig fort, so daß die Räuber bis zur Verzweiflung gebracht wurden. Letztere hatten beim Herabsturz der Raa die marockanische Flagge, welche daran befestigt war, auf dem Hinterdeck aufgepflanzt; jetzt nahmen sie dieselbe ab, und steckten zum Zeichen, daß sie um Frieden bäten, eine weiße auf.

So sehr Herr Feddersen geneigt war, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, so viel Mühe kostete es ihm, seiner Mannschaft gleiche Gesinnungen einzuflößen, da sie vor Wuth sich zu rächen brannte, und gern die Galeere in den Grund gebohrt hätte. Doch endlich gelang es, sie zu besänftigen. Das Feuern hörte auf. Die Galeere ruderte näher, und hielt dann in einiger Entfernung still.

Auf dem hintern Deck derselben zeigte sich der Kapitän mit dem Sprachrohr in der Hand, um mit uns zu sprechen. Aber wie groß war unser Erstaunen, als er uns in deutscher Sprache, und zwar in der Hamburger Mundart anredete. Dieser Mann hatte eine weißere Gesichtsfarbe als die übrigen Räuber, und ein angenehmes Aeußere, das durch eine prächtige türkische Kleidung noch mehr erhoben wurde. Sein Anliegen

war, daß wir ihm beistehen möchten, sein bis zum Versinken leck geschossenes Fahrzeug auszubessern, indem er allen uns zugefügten Schaden zu ersetzen versprach, und hinzufügte, daß er dieß um so eher thun könnte, da ihm sein besseres Geschick am Tage zuvor einige Kisten mit spanischen Piastern zugeführt hätte.

Herr Feddersen, der hinter dieser Sprache eine verborgene List vermuthete, gab kurz zur Antwort: daß er sich mit einem Räuber in keinen Vertrag einlassen könnte. Er befahl hierauf alle Segel auszuspannen; und in kurzem war die Galeere weit hinter unserem Rücken.

Wir wünschten uns nun Glück, den Klauen des Raubgesindels entgangen zu sein, wozu wir um so mehr Ursache hatten, da uns, außer einigen Leichtverwundeten, einigen Löchern in dem Schiffsbug und dem Verluste an Pulver, Kugeln u. s. w., kein erheblicher Schaden betroffen hatte. Das Gespräch kam dann auf den Kapitän der Galeere, und man muthmaßte, daß er ein geborner Hamburger sey; ja, ein Matrose versicherte, während seiner Gefangenschaft in Salee einen Hamburger Handelsdiener gekannt zu haben, der aus Liebe zu einer Marockanerinn die muhamedanische Religion annahm, und daß ihm jener Kapitän derselbe schiene. Hiernächst ging das Gespräch auf dergleichen Abtrünnige im Allgemeinen über, auf die Schändlichkeit ihrer Denkart, die Verachtung, welche sie selbst von den Muhamedanern dulden müssen u. s. w.

Endlich kam auch manche abergläubische Bemerkung zum Vorschein. Es war nun ausgemacht, daß die am vorigen Abend röthlich untergegangene Sonne nicht nur auf die Rückkehr des Windes, sondern auch auf das erfolgte Blutvergießen gedeutet habe. Ueberdem hatte Jeder seine eigenen Anzeigen von dem Gefechte gehabt, und konnte sie nun mit allen Umständen auslegen. Ich selbst wurde von diesem Aberglauben etwas angesteckt; denn wiewohl ich auf Vorbedeutungen und Ahnungen wenig hielt, so sonderbar schien mir doch jene Bangigkeit, die mich am Abend zuvor befallen und Veranlassung gegeben hatte, daß unser Schiff nicht von den Räubern überrumpelt und ohne Schwertstreich genommen wurde.

Die Galeere war, mit Ausbesserung ihrer Schäden beschäftigt, auf derselben Stelle, wo wir sie verlassen hatten, einige Zeit liegen geblieben; aber bald sahen wir sie mit vollen Segeln der marockanischen Küste zueilen, was uns überzeugte, daß ihr Zustand nicht so gefährlich war, als ihn der Kapitän derselben geschildert hatte. Ja, wir hörten nach einiger Zeit mehre Schüsse fallen, und erblickten sie im Gefecht mit einem Schiffe, auf welches sie, wie es schien, Jagd gemacht hatte. Was der Ausgang davon war, blieb uns unbekannt, denn die Schnelligkeit der Fahrt entzog die Galeere bald unsern Blicken.

Gegen Mittag wurde der Wind heftiger, und das Meer ging höher und höher. Obgleich dem schadhaften

Zustande, in welchen der Kaper unser Schiff versetzt hatte, so gut als es auf der See möglich ist, abgeholfen war, so begann es doch jetzt, wo die Wellen sich unaufhörlich darüber ergossen, sehr leck zu werden. Der Kapitän beschloß daher, vor der weitern Fortsetzung der Reise eine genaue Ausbesserung desselben vorzunehmen, und zu dem Ende in Porto Santo, dem Lande, das uns am nächsten lag, einzulaufen.

5.

Aeußere Gestalt der Insel Porto Santo — geschichtliche Bemerkungen über dieselbe. Beschreibung der Stadt und ihrer Einwohner — das Tatowiren.

Die Insel Porto Santo zeigte sich schon am andern Morgen. Da zur selbigen Zeit der Wind sich etwas nördlicher drehte, so war es noch nicht Mittag, als wir in ihre Nähe gelangten. Diese Insel ist klein, und ihr Umfang beläuft sich höchstens auf sechs deutsche Meilen. So weit sie vom Meere bespült wird, besteht sie aus Felsen, deren Farben vom hellsten Rosenroth durch alle Abstufungen bis zum dunkelsten Karmesin spielen. Auf und hinter diesen Felsen erheben sich Hügel, welche in das Grün der üppigsten Gewächse gehüllt und mit anmuthigen weißen Landhäusern besetzt sind.

Porto Santo wurde im Jahr 1412 von zwei portugiesischen Edelleuten entdeckt, welche der Infant von Portugal ausgeschickt hatte, üm die afrikanische Küste jenseit des Vorgebirges Bojador zu beschiffen, was noch nie zuvor geschehen war. Ein Sturm, der bald nach ihrer Abfahrt sich erhob, verschlug sie westwärts auf das hohe Meer, ließ sie aber zu einer Zeit, wo ihr klei=

nes Schiff dem Untergange nahe war, diese Insel entdecken und dort unerwartet eine Freistatt finden, weßhalb sie derselben den Namen Porto Santo (heiliger Hafen) beilegten. Die Insel war zur Zeit ihrer Entdeckung völlig unbewohnt, wurde jedoch, wegen der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, bald nachher von den Portugiesen in Besitz genommen und angebaut. Diese haben sich auch immer seitdem darauf behauptet, wiewohl nicht ungestört; denn in den ersten Jahrhunderten nach der Besitznahme hatten sie fortwährend Anfälle von den afrikanischen Seeräubern auszuhalten, welche die Niederlassungen plünderten und verheerten. Im Jahr 1617, wo die Räuber einen Hauptangriff auf die Insel machten, geriethen beinahe sieben hundert Einwohner in ihre Hände, und wurden als Sklaven fortgeführt. Ja, noch heutigen Tages sind die weniger bewohnten Gegenden solchem Unfug ausgesetzt.

Wir fuhren um zwei Uhr Nachmittags in die Bai, welche am Südwestende von Porto Santo liegt. Sie ist der einzige Ankerplatz, den die Insel besitzt, und wo übrigens die Schiffe sehr sicher sind, außer wenn südwestliche Winde wehen. Wir fanden hier mehre portugiesische Schiffe, und auch einige englische Ostindienfahrer. Ueberhaupt laufen die europäischen Schiffe, die nach Ost- oder Westindien segeln, so wie die nach Afrika oder nach dem Mittelmeere bestimmten amerikanischen sehr häufig in Porto Santo ein, um sich mit frischen Lebensmitteln zu versorgen, was den Einwohnern sehr

ansehnliche Vortheile bringt, und zu ihren vorzüglichsten Erwerbzweigen gehört.

Unser Schiff hatte kaum geankert, als es von kleinen Booten umringt wurde, worin sich größten Theils Mönche befanden, die, mit Bettelsäcken auf dem Rücken, im Namen aller Heiligen ein Almosen begehrten. Um sie los zu werden, gab man ihnen eine ziemliche Menge Hülsenfrüchte und gesalzenes Fleisch, zog sich aber nur noch mehr Belästigungen dadurch zu, denn es lockte immer größere Schaaren solcher Müßiggänger herbei. Man kann leicht denken, welchen Einfluß diese privilegirte Bettelei der Geistlichkeit auf den Charakter der Volksmasse hat, und zwar in einer portugiesischen Besitzung, wo Jeder sein Auge mit der größten Ehrfurcht auf jenen Stand richtet, und alle Handlungen desselben als nachahmenswerth betrachtet. In der That, die sämmtlichen Einwohner des Eilandes machen es zum Grundsatze, die Freigebigkeit der hierher kommenden Fremden in Anspruch zu nehmen.

Gegen Abend ging ich mit dem Kapitän an das Land. Sobald wir den Fuß aus dem Boote gesetzt hatten, umzingelten uns die vielen Bettler, welche, wenn ein fremdes Schiff ankommt, sich am Strande versammeln und die Landenden in Empfang nehmen. Um ihrer Zudringlichkeit ein Ende zu machen, eilten wir in ein nahe gelegenes Weinhaus, und verschafften uns Scheidemünze, die wir unter sie austheilten. Im Weinhause war die erste Frage der Wirthinn, woher wir

kämen, und ob wir nicht etwas Hübsches zum Verschenken mitgebracht hätten.

Wir eilten von hier nach der kleinen Stadt, die im Hintergrunde der Bai liegt; sie ist die einzige auf der ganzen Insel und führt daher denselben Namen, wie diese. Als wir das Wachhaus am Eingange der Stadt erreichten, erschien ein Soldat mit einem Klingelbeutel, den er im Namen seiner Cameraden uns vorhielt und nicht eher zurückzog, bis wir etwas hineingeworfen hatten.

In allen Gegenden der Stadt fanden wir Gesellschaften alter Weiber, die, nach ihrer Gewohnheit, vor den Häusern saßen oder lagen, und beschäftigt waren, einander das Ungeziefer abzulesen. So wie wir bei ihnen vorbei gingen, sprang eine nach der andern auf, um uns durch ein Ave Maria zur Mildthätigkeit zu bewegen.

Einige Bedürfnisse führten mich in einen Kaufladen. Obgleich meine Bekanntschaft, die ich mit dem Kaufmann machte, nicht über zehn Minuten gedauert hatte, so trug er doch kein Bedenken, mich beim Weggehen seiner innigsten Freundschaft zu versichern, und sich meinen Stock, der ihm gefiel, zum Andenken auszubitten. Kurz, die Betteleien grober und feiner Art, womit man in Porto Santo belästigt wird, nehmen kein Ende; und ich glaube, kein Ort in der Welt ist geschickter, den Reisenden gefühllos und hartherzig zu machen, als dieser.

Die Stadt zählt kaum zwei hundert Häuser. Dessen ungeachtet gibt es sechs oder sieben katholische Kirchen und Kapellen, so wie auch mehre Klöster. Die Häuser sind von festem Stein gebaut, weiß angestrichen, und meistens zwei Stockwerke hoch. Jedes ist mit einem Altan versehen. Sie haben wenig Fenster und manche gar keins, indem sie bloß durch die Thür, welche auf die Gasse oder auf den Altan führt, ihr Licht erhalten. Die Dächer sind platt und mit Geländern oder einer niedrigen Mauer umgeben. Sie werden zum Trocknen der Wäsche, der Früchte, Fische u. s. w., zum Theil auch als Gärten benutzt. Auf einigen sah ich Zelte ausgespannt, unter welchen die Hausbewohner in warmen Nächten schliefen. Die Häuser des gemeinen Volks haben im Innern eine besondere Einrichtung. Beim Eintreten von der Straße steht man in der Wohnstube, welche die ganze Breite und Länge des Hauses einnimmt. Am Ende derselben befindet sich auf der einen Seite der Feuerheerd, auf der andern die Treppe zu den obern Stockwerken. Jedes Stockwerk besteht ebenfalls in einem einzigen Gemach. Das erste dient zum Schlafzimmer, so wie zur Niederlage der beßten Kleider und aller Sachen von Werth; das zweite enthält die übrigen Vorräthe. Diese Einrichtung hat in einem Lande, wo man stets vor Dieben auf der Hut sein muß, viel Gutes; denn Niemand kann in die obern Gemächer und wieder herunter gehen, ohne in der Wohnstube gesehen zu werden. Die Häuser der vor=

nehmen Einwohner kommen in der innern Bauart mehr mit den unsrigen überein. Im Allgemeinen ist noch zu bemerken, daß man überall, Statt der Dielen, steinerne Platten oder Flurziegel findet. Der mindern Gefahr bei Feuersbrünsten nicht zu gedenken, gewährt ein solcher Fußboden den Vortheil, daß er die Kühle des Hauses, worauf die ganze Bauart vorzüglich berechnet ist, sehr vermehrt, und auch dem Ueberhandnehmen der Insekten steuert. Ueberdieß kommt es den dortigen Frauen noch ganz besonders zu Statten, weil sie dadurch des öftern Scheuerns überhoben sind, das sich mit ihrer Trägheit übel vertragen würde.

Das Hausgeräthe der Vornehmen ist im Ganzen geschmackvoll und reich; da man aber zu wenig Sorgfalt anwendet, es gehörig rein und in Ordnung zu halten, so geht von seinem Eindruck auf das Auge viel verloren. Das Bettzeug besteht in breiten, mit Schafwolle gefüllten Matratzen und in baumwollenen Decken.

Auffallend, ich möchte sagen zurückschreckend, ist die große Unreinlichkeit auf den Gassen. An den Seiten der Häuser sind sie zwar mit Quadersteinen belegt und werden dann und wann gereinigt. Aber in der Mitte haben sie kein Pflaster, und hier wird das Kehricht und aller Abraum aus den Häusern hingeworfen, auch jede unsaubere Arbeit verrichtet, so daß der häßlichste Unflath entsteht, welcher zu großen Haufen anwachsen würde, wenn nicht die vielen Hunde und Schweine, die beständig herumlaufen und Nahrung suchen, ihn

zum Theil verzehrten. Da man übrigens fast in allen Häusern Affen und Papageien hält, die auf den Geländern der Altane, mit dem Hintern gegen die Gasse gekehrt, zu sitzen pflegen, so ist der Vorübergehende stets in Gefahr, mit dem Kothe dieser Thiere besudelt zu werden.

Da die Kunst zu schreiben sich größten Theils auf die Kaufleute und die höhern Stände beschränkt, so gibt es öffentliche Schreiber, welche vor den Häusern sitzen, und immer Jemanden bei sich haben, der durch Flistern in das Ohr ihre Feder beschäftigt. Sie stehen in dem Rufe, die anvertrauten Geheimnisse mit beichtväterlicher Gewissenhaftigkeit zu verwahren.

Der Marktplatz, worauf einige Reihen Buden und Zelte stehen, spricht laut von der Fülle, womit die Natur ihre milden Gaben über den glücklichen Himmelstrich ausgeschüttet hat, aber auch von der unverantwortlichen Gleichgültigkeit, welche der Mensch gegen dieselben bezeigt, wenn sie ihm mit geringer Mühe zu Theil werden. Hier liegen ganze Haufen der vortrefflichsten Früchte nachlässig hingeworfen, wovon fast eben so viel zertreten und verwüstet, als verkauft und genossen wird. Auch sieht man andere Lebensmittel, welche durch Vernachlässigung ganz verdorben sind, ob sie schon bei etwas mehr Sorgfalt recht leicht zu erhalten wären, als: verschimmelte Käse, verfaulte Stockfische, Schinken u. s. w. Der Lärm, der auf diesem Marktplatze herrscht, ist für das Ohr eines Ausländers höchst betäubend; denn ein paar Dutzend portugiesische

Marktleute verursachen ein ungleich größeres Geräusch, als Tausende von Menschen, die auf einem deutschen Markte Verkehr mit einander treiben. Jeder Händler schreit seine Waare in den durchdringendsten Tönen und ohne Aufhören aus. Findet sich ein Käufer, so nimmt der Wortwechsel, den die seltsamsten Geberden begleiten, kein Ende; dabei erheben sich die Stimmen, daß man jeden Augenblick erwartet, die Leute werden einander die Hälse brechen, wenn auch der Handel nach ihrer Art noch so friedlich abgemacht wird.

Am Tage nach unserer Ankunft in Porto Santo beging man daselbst ein Fest. Ich begleitete zu Mittage den Kapitän an das Land, um in einem Gasthause zu essen. Es wurden uns drei oder vier Fleischgerichte vorgesetzt, welche, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Bestandtheile, nur Einen Geschmack hatten, nämlich den von Knoblauch, einer Würze, die man dort zu Lande jeder Speise in reichlicher Menge beimischt. Alle Zugemüse waren mit Baumöl zubereitet; auch wurde zum Nachtisch dergleichen gereicht, um das Brot hinein zu tauchen. Nach dem Essen brachte man Kaffee, und zwar nicht in Tassen, sondern in langen schmalen Gläsern.

Nachmittags machten wir einen Spaziergang in den schattigen Theilen des Städtchens. Da heute die Wärme sehr gemäßigt war, so ließen sich die Einwohner zu einer frühern Zeit, als gewöhnlich, außerhalb ihrer kühlen Häuser sehen. Fast jeder Altan war

voll Menschen. Viele derselben spielten auf der Guitarre oder der Laute, und ihr Spiel würde mir eine angenehme Unterhaltung gewährt haben, wenn es nicht fast immer mit kreischenden Stimmen begleitet gewesen wäre. Einige Familien ergötzten sich auf eine besondere Art, indem sie einen angeputzten Strohmann auf die Vorübergehenden herab fallen ließen, und dann mit großem Gelächter wieder hinauf zogen.

Diese Belustigungen wurden indeß durch die von der Geistlichkeit veranstalteten Aufzüge, wobei man die Glocken läutete und vor den Kirchen Böller abfeuerte, mehrmals unterbrochen. Sonderbar war es anzusehen, mit welcher Leichtigkeit die Leute vom Lustigen zum Ernsthaften und vom Ernsthaften zum Lustigen übergingen. Sie schienen auf die Prozession gar nicht zu achten, bis sie dicht heran kam. Dann fiel Jeder mit andächtigen Geberden auf die Kniee; aber kaum war sie vorüber, so sprang man wieder auf, und setzte Spiel und Scherz ungestört fort.

Es erschien auch eine Anzahl Mönche, welche den Kopf des heiligen Johannes, in Wachs bossirt und in einem Glaskästchen aufbewahrt, herumtrugen, um dadurch die Volksmenge zu milden Gaben aufzufodern.

Gegen Abend kamen die jungen Leute vor den Häusern zusammen, um sich mit dem beliebten Tanze, dem Fandango, zu ergötzen. Weder in Spanien noch in Portugal habe ich den Fandango besser, als von diesen Insulanern tanzen sehen. Das männliche Geschlecht

zeigte alle die dazu erfoderliche Gelenksamkeit, und in den Bewegungen des weiblichen herrschte eine Anmuth, welche den angenehmsten Eindruck auf den Zuschauer machte. Die Castagnetten oder Klappern, deren man sich gewöhnlich bei diesem Tanze bedient, um den Takt zu schlagen, waren nicht gebräuchlich; aber ihr Mangel wurde durch Schnippchen mit den Fingern, Klatschen mit der Zunge, und durch Singen ersetzt.

Sobald die Sonne untergegangen war, kam Jedermann aus den Häusern, und das ganze Städtchen schien im Begriff, auswandern zu wollen. Späterhin, als der größte Theil sich wieder in seine Behausung zurückgezogen hatte, nahmen die Serenaden oder Ständchen, die Liebende einander bringen, ihren Anfang. Ich erblickte nun hier und da junge Männer, welche, in Mäntel gehüllt, vor dem Hause ihrer Geliebten standen und rührende Lieder sangen. Diese Serenaden dauerten bis in die späte Nacht fort und es war bereits um drei Uhr Morgens, als der Schall davon, der bis zu unserem Schiffe herüber drang, zum letzten Mal mich aus dem Schlafe weckte.

Die folgenden Tage hielt ich mich meistens im Innern der Insel auf, um die natürliche Beschaffenheit und den Anbau derselben kennen zu lernen; bevor ich jedoch Bericht darüber abstatte, mögen mir noch einige Bemerkungen über die Einwohner im Allgemeinen vergönnt seyn.

Ungeachtet die Insel Porto Santo von Portugal

aus bevölkert worden, und auch ihre Entfernung davon nicht beträchtlich ist, so zeigt sich doch zwischen den Bewohnern dieser beiden Länder ein merklicher Unterschied. Ob derselbe bloß vom Klima herrührt, oder ob auch andere Ursachen dazu mitgewirkt haben, vermag ich nicht zu entscheiden. Aber kurz, die Menschen auf Porto Santo sind weit größer und wohlgebildeter als in Portugal, und ihre Gesichtsfarbe ist zwar noch bräunlicher, aber das Weiße in ihren Augen fast so hell als bei den Italienern; dagegen der echte Portugiese sich vorzüglich dadurch auszeichnet, daß das Weiße in seinen Augen unrein und gelblich aussieht.

Unter den Tugenden der Einwohner von Porto Santo scheint Mäßigkeit im Essen und Trinken obenan zu stehen. Wiewohl der Wein in großem Ueberflusse vorhanden und äußerst wohlfeil ist, wird er doch stets mit Wasser vermischt getrunken. Ein Niederländer, der seit vielen Jahren auf dieser Insel wohnte, versicherte mich, daß er niemals einen Eingebornen im Rausche gesehen habe.

Trug und List im Handel und Wandel, besonders mit Ausländern, sind Fehler, deren die Portugiesen gewöhnlich beschuldigt werden, und ich habe während meines Aufenthaltes in Lissabon Gelegenheit gehabt, mich von der Wahrheit einer solchen Anklage zu überzeugen. Aber den Bewohnern von Porto Santo kann man diese Fehler nicht im Allgemeinen Schuld geben;

wenigstens habe ich immer bemerkt, daß sie dem Fremden nicht mehr als dem Eingebornen abverlangen.

Jene Eifersucht, wodurch in Portugal so manches Unheil entsteht, ist in Porto Santo keiner von den herrschenden Fehlern, und das weibliche Geschlecht genießt eine ziemliche Freiheit. Hierin scheint auch die Ursache zu liegen, daß dort mehr eheliche Treue und überhaupt mehr Sittlichkeit als im Mutterlande herrscht.

Weniger frei sind diese Inselbewohner von dem großen, ihren Volksverwandten eigenen Hang zur Selbstrache. Hiervon ereignete sich sogar während meines kurzen Aufenthaltes unter ihnen ein trauriges Beispiel. Ein reicher Gutsbesitzer wurde mit Weib und Kindern in seinem Hause ermordet, und es lag am Tage, daß die grausame That nicht aus räuberischen Absichten, sondern aus Rachsucht begangen worden war; denn man hatte nicht das Mindeste entwendet, obschon in der Nähe der Ermordeten sehr kostbare Sachen sich befanden. Beispiele der Rachsucht von geringerer Art kommen täglich vor. Wer sich nur einige Stunden in Porto Santo aufgehalten hat, wird gesehen haben, daß unter dem Pöbel Streitigkeiten entstehen, und dann die Theilnehmer immer schnell bei der Hand sind, die Taschenmesser zu ziehen, um einander zu verwunden. Ja, unter den gemeinen Leuten sieht man wenige, die nicht Schnittnarben im Gesicht oder an den Armen aufzuweisen hätten. Die Regierung hat sich daher schon seit langer Zeit bewogen gefunden, den Ge-

brauch aller spitzigen Messer zu verbieten, und es werden öffentlich nur abgerundete verkauft. Gleichwohl weiß man sich mit jenen und sogar mit Dolchen zu versehen, und sie versteckter Weise bei sich zu tragen.

Obgleich die Einwohner von Porto Santo viel Verkehr mit Lissabon treiben, so sind sie doch in den Moden noch um einige Jahrzehnte hinter dieser Stadt zurück. Die Vornehmen tragen noch häufig Puder in den Haaren, Tressenkleider, lange Westen mit Schößchen, Schuhe mit großen Schnallen u. s. w. Unter ihren Frauen kommen auch noch Reifröcke, so wie mit Gold und Silber gestickte Stoffe und Schleier zum Vorschein. Die geringern Volksklassen weichen im Anzuge von dem neuern europäischen Zuschnitt weniger als die Vornehmen ab, nur daß die Männer den Kopf mit einer Zipfelmütze von brauner Wolle, oder mit einem Strohhute bedecken, und die Weiber das Kopfhaar wild herum hängen lassen, oder flüchtig zusammenwinden. Allgemeine Volkstracht sind hauptsächlich die Mäntel. Jeder Mann besitzt einen großen braunen Tuchmantel, in den er sich hüllt, sobald ein kühles Lüftchen weht. Eben so hat jede Frau ein solches Kleidungstück, welches den ganzen Körper bedeckt, und nichts als die Augen unter der Kapuze hervorgucken läßt; es wird nicht nur bei kühler Witterung umgenommen, sondern auch so oft man unangekleidet ausgehen will, und scheint recht eigentlich erfunden zu sein, um die Nachlässigkeit in der Kleidung zu begünstigen.

Gold= und Silbergeschmeide machen den vorzüglichsten Putz beider Geschlechter aus, und man pflegt sich so reichlich damit zu versorgen, daß gewöhnlich das Hauptvermögen einer Familie in goldenen Ohr= und Fingerringen, Halsgehängen und Ketten, in Armbändern, Schnallen u. s. w. besteht. Selbst arme Männer tragen zwei große goldene Ringe in den Ohren, ein goldenes Kreuz auf der Brust, und wenigstens einen Fingerring an jeder Hand; ja, sogar den Bettlern, die barfuß und in Lumpen gehüllt einherschleichen, fehlt es nicht an Ohrringen. Bei den Weibern zeigt sich der Goldschmuck, wie leicht zu vermuthen ist, in noch weit größerer Menge; und bei der Ausstattung einer Braut kommt er, nächst dem Bettzeuge, vor allem Uebrigen in Betracht. Das erste Geschenk, welches ein neugebornes Kind erhält, sind ein Paar Ohrringe. Sie werden ihm von den Großältern oder den ältesten Verwandten, wie man zu sagen pflegt, in das Bad gegeben, und noch in demselben von der Hebamme an ihm befestigt.

Fast unter allen Ständen herrscht die sonderbare Gewohnheit, die Haut der Arme, der Brust und anderer Körpertheile mit Figuren zu bezeichnen, oder zu tatowiren. Die Figuren bestehen in Namen, Wahlsprüchen, in Sinnbildern, die auf eine Kunst oder ein Handwerk Bezug haben, am häufigsten aber in Crucifixen und Heiligenbildern. Bei Männern aus den niedern Volksklassen sah ich oft, daß ihre Brust mit gan=

zen historischen Gemälden aus der Bibel bedeckt war. Diese seltsame Verschönerung wird auf mancherlei Art bewerkstelligt. Man entwirft z. B. den beabsichtigten Gegenstand mit Kohle auf der Haut, ritzt die so bezeichneten Stellen derselben durch unzählige kleine Nadelstiche bis zum Bluten auf, und reibt sie mit fein gemachtem Schießpulver ein. Es entsteht dann eine Eiterung, die aber bald wieder abheilt, worauf die Figur in einer bläulichen Farbe hervortritt und nie wieder vergeht. Diese Art des Tatowirens ist unter dem gemeinen Volke die gewöhnlichste. Sie wird als ein Dienst betrachtet, den man einander aus Freundschaft erweis't; und ich habe selbst einige Mal auf öffentlicher Straße gesehen, wie man dabei verfährt. Es gibt aber auch Leute, welche das Geschäft handwerksmäßig treiben, und dadurch gewisse Vortheile erlangt haben. Sie bedienen sich zum Durchstechen der Haut einer spitzigen silbernen Feder, welche vorher in eine Beize oder Tinte getaucht wird, die man so einzurichten weiß, daß sie verschiedene Farben, gewöhnlich Blau, Roth oder Schwarz, hervorbringt. Eine solche Malerei kostet bisweilen einige Tage Arbeit, und hat zum wenigsten das Gute, daß sie keine Eiterung nach sich zieht. Beiläufig erwähne ich, daß das Tatowiren, welches die Spanier zuerst von den amerikanischen Wilden erlernten und nach der alten Welt verpflanzten, auch unter dem gemeinen Volke in Spanien, Portugal und Italien nicht ungewöhnlich ist; besonders sind die dortigen Seeleute für diese Ver-

zierung sehr eingenommen. Sie findet aber auch unter den übrigen europäischen Seeleuten ihre Liebhaber; und ich habe viele deutsche, englische und andere Matrosen gesehen, an deren Armen und Brüsten allerlei Figuren, meistens Anker, eingebeizt waren.

Eine andere auffällige Gewohnheit der Bewohner von Porto Santo ist ihr häufiges Aderlassen. Ich kam eines Tages in eine Barbierstube, wo zu dem Ende eine Menge Menschen versammelt war. Einige derselben sahen Bekannte vorbei gehen, und begrüßten sie. Diese kamen sogleich herein, und ließen sich zur Gesellschaft, wie sie sagten, auch einige Unzen Blut abzapfen. Bei der Gelegenheit erfuhr ich von ihnen, daß man sich in ihrem Lande wenigstens einmal in jedem Monat des Geschäftes zu unterziehen pflege. Ueberhaupt ist das Aderlassen in heißen Ländern, wo viel Wein erbaut und genossen, folglich das Blut übermäßig erhitzt und vermehrt wird, sehr gebräuchlich, und scheint dort ein unentbehrliches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit zu sein.

6.

Wanderungen in das Innere von Porto Santo. Beschaffenheit desselben — köstliche Garten- und Feldfrüchte — Zustand des Ackerbaues — Art das Getreide zu dreschen. — Klöster. Wälder — Beschreibung des Drachenbaums. Thiere — der wilde Kanarienvogel. Klima.

Ich habe schon erwähnt, daß ich häufig Ausflüge in das Innere der Insel machte. Ich ließ mich regelmäßig früh um fünf Uhr vom Schiffe nach der Stadt fahren, und ging dann, ohne zu verweilen, hindurch, um die reizende Landschaft zu erreichen, welche sich am Ostende derselben eröffnet. Um diese Zeit pflegte noch eine ziemliche Stille auf den Gassen zu herrschen; nur die Hirten, welche mit ihren Ziegenheerden des Morgens nach der Stadt kommen, und dieselbe mit frischer Milch versorgen, waren schon auf dem Platze. Doch hatten zuweilen auch die Briefschreiber ihre Sitze schon aufgeschlagen. Denn ihre Hülfe wird in den frühen Morgenstunden am häufigsten gesucht, weil um diese Zeit manches schüchterne Mädchen herbeischleicht, das sich scheuen würde, mitten am Tage hinzugehen, und die Geheimnisse seines Herzens auszuschütten; auch eilt dann manche abergläubische Frau hinzu, um einen wichtigen Traum oder eine auffallende Erscheinung,

welche sie in der vorigen Nacht hatte, aufzeichnen zu lassen, ehe sie ihrem Gedächtnisse entgehen.

Sobald man das Ende der Stadt erreicht, zeigen sich an allen Seiten die fruchtbarsten Weingärten. Sie sind meistens das Eigenthum der Kaufleute in Madeira, so wie ich gleich hier bemerke, daß diese auch den auswärtigen Handel der Insel großen Theils in ihren Händen haben. Der gewonnene Wein wird dem von Madeira gleich geschätzt, und unter demselben Namen nach Europa verführt; er macht das wichtigste Produkt des Landes aus. Wenn man zwischen den Weingärten, die nur hin und wieder ein Landhaus unterbricht, eine Stunde weit ostwärts fortgeht, wird der Anbau mannichfaltiger und Getreide mancherlei Art, besonders gewöhnlicher und türkischer Weizen, wechselt mit andern Früchten aus den gemäßigten und heißen Himmelstrichen ab. Hier sieht man Aepfel, Birnen, Aprikosen, Pfirschen, dort Pomeranzen, Zitronen, Feigen, Oliven, an einem andern Orte Bananen, Datteln, Guajaven, Kokusnüsse, Zuckerrohr. Melonen und die köstlichsten Gartengewächse prangen in ihrer größten Vollkommenheit; besonders gedeiht der Blumenkohl so vortrefflich, daß eine einzige Staude hinreichend ist, eine zahlreiche Familie zu sättigen. Auch sind alle Grünwaaren und Erdfrüchte so saftreich, daß man sie trocken über das Feuer setzen, und in ihren eigenen Flüssigkeiten dämpfen kann. Diese Fruchtbarkeit reicht von einem Ende der Insel zum andern,

und die mannichfaltigen Früchte bezaubern den Fremden durch ihren lieblichen Geruch und ihre einladende Schönheit.

Es gibt indessen viele Landstriche, die wegen ihrer gebirgigen und felsigen Beschaffenheit den Anbau nicht begünstigen. Eben so findet man häufig solche, die nach der Fruchtbarkeit des Bodens zu wenig tragen, und von der Nachlässigkeit ihrer Besitzer die sprechendsten Beweise liefern. Denn die Betriebsamkeit der Menschen steht mit der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens in einem sehr ungleichen Verhältnisse. Am auffallendsten ist ihre Nachlässigkeit beim Einsammeln der Feldfrüchte. Wenn z. B. das Getreide geschnitten und getrocknet ist, so wird es obenhin zusammengerecht, und auf einer im Felde gemachten Tenne über einander geschichtet. Man treibt dann das Rindvieh darauf herum, damit es die Körner aus den Aehren trete, und so die Stelle der Drescher ersetze. Bei diesem Verfahren kann es aber nicht fehlen, daß ein großer Theil des Getreides im Strohe zurück bleibt und verloren geht. Letzteres wird auf dem Felde verbrannt und die Asche Statt des Düngers gebraucht. Ueberhaupt steht der Ackerbau auf einer sehr niedrigen Stufe. Das Eggen z. B. ist dem Landmann noch völlig unbekannt. Er begnügt sich, den Samen auf das umgepflügte Feld zu streuen, und das Uebrige der Natur zu überlassen. Den Mist benutzt man selten zur Düngung der Felder, sondern pflegt denselben, um ihn los zu werden, an

das Meer oder an unfruchtbare Stellen zu schaffen; bisweilen wird er verbrannt.

Die Gärten und Weinpflanzungen sind offen und weder mit Mauern noch mit Zäunen eingefaßt, und man gestattet den Armen, sich unentgeltlich mit einigen Früchten zu ihrem nothdürftigen Lebensunterhalte zu versorgen. So wohlthätig auch diese Einrichtung ist, trägt sie doch Vieles dazu bei, den Pöbel in seiner Trägheit und Sorglosigkeit zu bestärken.

Außer den vielen zerstreuten Landhäusern trifft man auch mehre Klöster an. Sie liegen in den reizendsten Gegenden, wo sie, umgeben von herrlichen Pflanzungen, wie Lustschlösser erscheinen und den Wohlstand ihrer Bewohner verkündigen. Gleichwohl sieht man auf den Straßen zu jeder Zeit Mönche, die auf einem Esel oder zu Fuße das Land durchstreichen, um milde Gaben zu sammeln. Es ist indessen nicht zu läugnen, daß diese meistens zu wohlthätigen Werken verwendet werden, und daß die Klöster überhaupt Oerter sind, wo die Armen Unterstützung, die Kranken sorgsame Pflege und die obdachlosen Wanderer eine gastfreie Ruhestatt finden.

In einigen, besonders gebirgigen Theilen der Insel gibt es kleine Wälder; sie enthalten Mahagoni-, Johannisbrod-, Lorbeer-, hauptsächlich aber Kastanien-, Wallnuß- und Mandelbäume, so wie auch verschiedene Arten Sträucher, die eßbare Beeren tragen. Der nützlichste und merkwürdigste Baum, der sich hier

findet, ist der Drachenbaum. Dieses Gewächs, das einen überaus schönen Anblick gewährt, hat die Gestalt einer dünnen Pyramide. Seine Zweige hängen lang herab und bilden, weil jede Spitze derselben jährlich eine neue Gabel hervorbringt, ein dichtes Gewebe. Die Blüthen bestehen in kleinen weißen Sternchen, die bald abfallen, aber eben so schnell durch andere ersetzt werden, so daß die Blühzeit lange dauert. Der Stamm wird in der Regel nicht über zwanzig Fuß hoch; doch erreicht er auf Porto Santo, dessen Boden die Baumart ungemein begünstigt, eine Höhe von fünf und zwanzig bis dreißig Fuß. Der Drachenbaum liefert ein Harz, das man Drachenblut nennt. Es hat eine schöne dunkelrothe Farbe; seine Bestandtheile sind sehr fettig, weßhalb es am beßten in Weingeist, in Wasser aber gar nicht aufzulösen ist. Ehedem war das Drachenblut als ein zusammenziehendes, stärkendes Arzneimittel berühmt; in unsern Tagen wird es am häufigsten zum Lackiren und Malen benutzt. Dieses Harz dringt im Sommer durch die Knoten des Baums von selbst hervor. Man macht aber, um dessen Ausfluß zu befördern und an einen bequemen Ort zu leiten, am Fuße des Stammes Einschnitte, durch die es im Frühling reichlich hervorquillt. Nach dem Einsammeln wird es durch Kochen gereinigt und verdickt, und dann in Tafeln gegossen. Es gehört zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Insel, und ist, nächst dem dort erbauten Weine, der wichtigste Gegenstand ihres auswärti-

gen Handels. Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß der Drachenbaum nicht mit dem Drachenblutbaum zu verwechseln ist, der auch eine Art von Drachenblut und nach Linné das wahre rothe Sandelholz liefert, welches das vom rothen Sandelbaum an Schönheit übertrifft.

In den Wäldern findet man Hasen und viel wilde Schweine, so wie Kaninchen, welche letztere auch in den Häusern häufig gehalten werden. Ferner gibt es mancherlei wildes Federvieh, besonders Rebhühner und Holztauben. Bienen sind in großer Menge vorhanden, daher Wachs und Honig in geringem Preise stehen. Ueberall sieht man kleine grüne Eidechsen, die an den Bäumen, den Mauern und Wänden der Häuser herumklettern. Giftige Thiere sollen gar nicht anzutreffen sein.

Unter den mannichfaltigen, das Eiland bewohnenden Singvögeln findet sich auch der wilde Kanarienvogel. Er hat, mit Ausnahme des grünlichen Schwanzes und dergleichen Flügel, ein weißgelbes Gefieder. Sein Gesang ist ungemein hell und rein, aber in der Zusammensetzung der Töne weit einfacher, als der unseres zahmen, und kommt hierin dem Zwitschern europäischer Sperlinge ziemlich nahe. Denn der Kanarienvogel gehört zum Geschlechte dieser letztern, und ist eigentlich der Sperling der kanarischen Inseln; seine in Europa so beliebte Kunst hat er erst hier in der Gefangenschaft, wo er durch die ihm beigesellten Hänf-

linge, Stieglitze, Nachtigallen und Lerchen unterrichtet wurde, nach und nach erlangt, so wie die Erfahrung lehrt, daß auch unsern Sperlingen die Fähigkeit zu singen nicht mangelt und nur der Ausbildung bedarf. Es ist mir z. B. in Frankreich einer vorgekommen, der, unter Hänflingen erzogen, die Lieder derselben treulich nachahmte. Der wilde Kanarienvogel ist in Porto Santo seit dem vorigen Jahrhunderte einheimisch geworden; man stellt ihm aber so häufig nach, daß sein Geschlecht wahrscheinlich in kurzem wieder verschwinden wird.

Zu der Zeit, wo ich mich auf dieser Insel befand, lebte daselbst ein Franzose, welcher die eingefangenen Kanarienvögel in großer Menge aufkaufte und abrichtete. Er gab einen merkwürdigen Beweis, wie zahm diese Thiere gemacht, und wie sehr ihre Fähigkeiten ausgebildet werden können. Regelmäßig jeden Morgen um acht Uhr begannen seine Lehrstunden. Er ergriff die Flöte, worauf alle seine Kanarienvögel, deren er immer mehre Dutzend in der Stube hatte, sich um ihn versammelten. Er spielte dann ein Stückchen nach dem andern, und die Vögel wetteiferten, die Töne nachzuahmen. Wenn diese Singübung einige Zeit gedauert hatte, nahm er auch mancherlei Kunststücke vor. Unter andern lehrte er die Thierchen, irgend einen vorgesagten Namen aus Buchstaben zusammensetzen, die auf kleine Stückchen Holz gemalt waren. Auch konnten sie tanzen, mit einem kleinen Säbel in der einen Kralle

Schildwache stehen, sich todt stellen, und mehr dergleichen. Dieser Franzose besaß drei oder vier solcher Vögel, welche ihm als Gehülfen beim Unterricht der übrigen dienten, und so viele Kunststücke machten, daß die Zuschauer über ihre Klugheit in Erstaunen geriethen. Seine Kanarienschule hatte ihm einen gewissen Ruf und ein kleines Vermögen erworben; und selten kam ein Schiff in den Hafen, das nicht einige seiner Zöglinge kaufte.

Die Kühe, Ziegen und Schweine, welche man auf Porto Santo zieht, sind von besserer Art, als die in Portugal, wiewohl sie von dort abstammen. Die Schafe sind fetter als in jenem Lande, haben aber weder so feine noch so gekräuselte Wolle.

Pferde werden sehr wenig, um so mehr aber Esel und Maulthiere gehalten, weil man die erstern nur zum Reiten, die letztern aber zum Fortschaffen aller Lasten benutzt, weßhalb auch jede Art von Fuhrwerk kaum dem Namen nach bekannt ist.

Mit frischem Wasser ist die Insel nicht reichlich versehen; es gibt zwar einige Quellen, die jedoch, wenn es lange nicht regnet, fast gänzlich versiegen. Man hat daher Cisternen oder ausgemauerte Gruben angelegt, worin das Regenwasser gesammelt und aufbewahrt wird.

Das Meer um Porto Santo hat einen Ueberfluß an Fischen, besonders an Forellen, so daß der Fischfang sehr ansehnliche Vortheile gewährt.

In Hinsicht der herrschenden Witterung gehört das Eiland zu den glücklichsten Gegenden der Erde. Im Winter ist es weder der anhaltenden Nässe, noch den fürchterlichen Ungewittern und Stürmen in dem Grade unterworfen, wie das feste Land von Afrika unter gleicher Breite. Es regnet und stürmt zwar oft einige Tage in der Woche, aber während der übrigen ist die Luft rein, warm und ruhig. Den Erdboden schmückt ein immerwährendes Grün, und mitten im Januar sind die Bäume schon wieder mit neuen Blättern und die Gefilde mit neuen Blumen bedeckt, welche die Atmosphäre mit köstlichen Gerüchen durchwürzen. Im Sommer wird nie die auffallend brennende Hitze empfunden, welche man in der Berberei zu ertragen hat. Die Winde wehen heftiger, und mildern den Einfluß der fast senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen. Der Thermometer steigt selten über 26 Grad Réaum., außer bei südöstlichen Winden, welche die Gluth der afrikanischen Sandwüsten herüberbringen; indessen sind solche Luftströme immer nur von kurzer Dauer. Regen ist im Sommer eine seltene Erscheinung; aber jede Nacht fällt ein starker Thau, der den dürstenden Erdboden erquickt, und ich sah oftmals noch früh um zehn Uhr auf den Blättern und Gräsern die silbernen Perlen des Thaues glänzen. Doch in der Natur ist nichts vollkommen. Porto Santo wird bisweilen von fürchterlichen Stürmen heimgesucht, die den Orkanen im indischen Meere

gleichen. Dieser Fall pflegt besonders zu der Zeit einzutreten, wenn der heiße Südostwind geweht und den Dunstkreis entzündet hat. — Ich beschließe hiermit meine Bemerkungen über Porto Santo und komme auf unsere Reise zurück.

7.

Verfahren, wie unser leckes Schiff ausgebessert wurde. Bereits in den Stand gesetzt, die Reise weiter zu verfolgen — wird es von einem fürchterlichen Orkan an den Felsen zertrümmert. Die Mannschaft rettet sich an das Land, wobei sie die Wellen mit Oel zu besänftigen sucht. Wirkung dieser Flüssigkeit auf die beunruhigte Oberfläche des Meeres, und in wie fern sie als Mittel dienen kann, ein Fahrzeug vom Scheitern zu retten.

Als wir in Porto Santo angelangt waren, wurde unser Schiff gekielholt, d. i. auf die Seite gewunden, so daß der Kiel oder unterste lange Grundbalken desselben aus dem Wasser hervorragt. Auf diese Weise ließen sich die Schäden, welche den lecken Zustand des Schiffes veranlaßten, leicht auffinden und ausbessern. Zuletzt wurde es, wie die Seeleute sagen, gebrannt. Dieß besteht darin, daß man das Pech, womit der Schiffsboden überzogen ist, durch angezündete Schütten Stroh zum Schmelzen bringt und zum Theil abbrennt. Ein solches Verfahren bewirkt nicht nur, daß das Pech in's Holz eindringt, sondern dient auch, den Boden zu reinigen, und ihm eine glatte Oberfläche zu geben; denn es ist bekannt, daß von Zeit zu Zeit Schalthiere, Meergras und Schlamm sich an demsel-

ben anhängen, und ihn uneben und struppig machen, was der Schnelligkeit im Segeln großen Abbruch thut. Nachdem ein Schiff gebrannt worden ist, gibt man ihm einen neuen Ueberzeug von Pech und Theer, und es wird dann nicht nur dichter, sondern segelt auch besser als vorher. So gefährlich es indessen scheint, wenn man Schiffe auf die beschriebene Weise im Feuer stehen sieht, so ist mir doch kein Beispiel vorgekommen, daß dadurch eins in Brand gerathen wäre.

Es war am 23. Juli, als man mit der Ausbesserung unseres Schiffes völlig zu Stande kam. Den folgenden Morgen wurde ein Theil der Mannschaft an's Land geschickt, um die ledigen Wasserfässer aus einer für die Schiffe bestimmten Cisterne zu füllen. Zu gleicher Zeit begab sich der Kapitän mit einer andern Anzahl Matrosen nach der Stadt, um für die Reise, welche am folgenden Tage wieder angetreten werden sollte, einige frische Lebensmittel einzukaufen. Ich selbst ging mit seinen Söhnen an das Land, um noch einen Ausflug in das Innere der Insel zu machen.

Anfangs war das Wetter so angenehm, als man nur wünschen kann. Aber gegen acht Uhr Morgens erhob sich ein Südostwind, welcher augenblicklich eine schwüle Hitze verbreitete. Alle Arbeiter im Freien verließen ihre Beschäftigung und kehrten nach ihren Wohnungen zurück. Wir setzten noch eine Zeit lang unsere Wanderung fort, sahen uns aber bald genöthigt, ebenfalls ein Obdach zu suchen, um daselbst die drük-

kendste Hitze des Tages abzuwarten. Wir kehrten bei einem Weinpflanzer ein, der uns in seinem kühlen Hause freundlich aufnahm, und mit Wein, Brod und den herrlichsten Früchten erquickte. Die Hitze nahm indessen mit der steigenden Sonne zu, und wurde gegen Mittag unerträglich. Um sie abzuhalten, verschloß unser Wirth alle Thüren und Fensterladen; er zündete dann eine Lampe an, und fiel mit den Seinigen, die fast alle Kleider abgeworfen hatten, in einen tiefen Schlaf. Meine beiden Zöglinge wurden ebenfalls vom Schlaf überwältigt, und ich war mittlerweile beschäftigt, durch einen Ritz im Fensterladen die im Sonnenschein stehenden Bäume zu betrachten, deren Früchte zu dampfen und die Blätter zusehends zu verdorren schienen.

Um drei Uhr Nachmittags zeigten sich einige Wanderer auf der Straße, und die Hitze schien etwas nachgelassen zu haben. Wir nahmen Abschied von dem Pflanzer, und traten auf einem schattigen Fußsteige den Rückweg nach dem Städtchen an. Als wir ungefähr noch eine Viertelstunde davon entfernt waren, stiegen plötzlich am westlichen Horizont schwarze Wolken auf, die ein großes Ungewitter verkündigten. Der Südostwind legte sich, und es trat eine tiefe, feierliche Stille ein.

Wir verdoppelten unsere Schritte und erreichten in kurzem das Städtchen. Hier herrschte die größte Bestürzung unter den Einwohnern. Alles sah sich mit

ängstlicher Miene nach dem herannahenden Gewitter um, man rief sich zu und lief wild durch einander. Die Wolken umzogen jetzt die Sonne und einige Augenblicke später schwebten sie über unserem Haupte. Mit einem Male brach nun das Ungewitter aus, und schien der Insel den Untergang zu drohen. Der ganze Luftkreis stand in Feuer, der Regen stürzte wie ein Wolkenbruch herab, und der Südwestwind stürmte mit der äußersten Wuth. Die Einwohner flüchteten sich aus ihren Häusern, weil man fürchtete, diese möchten vom Winde eingestürzt werden. Viele Menschen wurden, beim ersten Schritt auf die Gasse, vom Winde umgerissen und genöthigt, liegen zu bleiben.

Nur die Angst, was aus unserem Schiffe werden möchte, konnte uns Kraft verleihen, gegen den Sturm vorzudringen und das Ende der Stadt zu erreichen, von wo man eine Aussicht auf den Meerbusen hat. Das schrecklichste Schauspiel, das ich je gesehen habe, stellte sich hier unsern Blicken dar. Das ganze Meer, welches ein blendend weißer Schaum bedeckte, schien sich in den Meerbusen drängen zu wollen. Wellen auf Wellen gethürmt stürzten herein, erstiegen den hohen Strand, drohten die nahe stehenden Häuser zu zerstören, und mischten ihr Brausen in das Heulen des Windes und das Brüllen des Donners. Drei portugiesische Schiffe, die einzigen, welche damals außer dem unsrigen in der Bai lagen, wurden alle auf einmal von ihren Ankern losgerissen, an den Strand geworfen,

und in einem Augenblicke zertrümmert. Das unsrige hielt sich noch am längsten auf seinem Platze, ward aber endlich an ein hervorragendes Felsenstück getrieben, wo es zerbarst und nach wenig Minuten untersank. —

Bei diesem Anblick vergingen mir alle Sinne; ich stand starr und steif, und hielt mich mechanisch an einem Geländer fest, um nicht vom Winde umgerissen zu werden. Wie sich die Gefühle meiner jungen Freunde, welche so eben ein ansehnliches Vermögen und vielleicht ihren geliebten Vater verloren hatten, in diesem Augenblicke äußerten, weiß ich nicht; als ich aber mich wieder ermannte und mich nach ihnen umsah, fand ich sie an eine Mauer gelehnt, wo sie schluchzend sich umarmten. Mein Blick fiel dann von ungefähr auf die Cisterne, wo unsere Leute am Morgen Wasser geschöpft hatten; und als ich sah, daß noch Fässer dastanden, stieg in mir die Hoffnung auf, daß unsere Mannschaft und wahrscheinlich auch der Kapitän nicht am Bord des Schiffes gewesen wären. Von hier flog mein Blick noch einmal nach der Stelle hin, wo es gesunken war, und jetzt zeigte sich in der Bai ein Boot, welches von Wind und Wellen nach uns zu getrieben wurde. Als es den Strand erreichte, schien das Meer umher still zu stehen, und seine hellglänzende Schaumfarbe in die grünliche zu verwandeln, die es im ruhigen Zustande hat. Aber bald erhoben sich die Wellen mit verdoppelter Kraft, und

schleuderten, ohne sich zu brechen, das Boot hoch auf den Strand. Es sprang dann eine Menge Menschen heraus, welche, um von den nacheilenden Wellen nicht eingeholt und zurückgeschwemmt zu werden, in größter Eil die Anhöhe erstiegen, auf welcher wir uns befanden. Es wird überflüssig sein, zu beschreiben, wie schnell unsere Gefühle von der tiefsten Trauer in die lebhafteste Freude übergingen, als wir in diesen Leuten den Kapitän mit der ganzen übrigen Mannschaft erblickten. Wild und ohne uns zu bemerken, sah jener, als er die Anhöhe erklommen hatte, um sich; aber sein Gesicht erhielt die natürliche Heiterkeit wieder, sobald er sich von seinen Söhnen, die mit gränzenloser Freude auf ihn zustürzten, umklammert fühlte.

Als Herr Feddersen die ersten Vorboten des aufsteigenden Ungewitters bemerkt hatte, war er mit allen seinen am Lande befindlichen Leuten eiligst nach dem Schiffe zurückgekehrt, um dasselbe vor der drohenden Gefahr zu schützen. Das einzige Mittel hierzu würde nun freilich das gewesen sein, wenn er den noch wehenden Südostwind benutzt und augenblicklich das hohe Meer gesucht hätte. Doch wer konnte einen Orkan, wie dieser war, vermuthen? Ueberdieß hatten sich die portugiesischen Seeleute, welche mit dem Klima des Landes und der Beschaffenheit des Meerbusens besser, als die unsrigen, bekannt sein mußten, damit begnügt, ihre Schiffe durch das Auswerfen mehrer Anker zu befestigen. Unsere Leute hatten nicht nur ein

geworfen zu werden; die Wellen treiben es alsdann, anstatt darüber hin zu brechen und es an die Kante des Strandes zu setzen, so weit auf denselben, daß die nachfolgenden es nur schwach berühren können. Dieß ist natürlich auch der Fall, wenn das Schiff schon verloren und man genöthigt ist, sich im Boote an die Küste zu retten. Unter den genannten Einschränkungen ist die vortreffliche Eigenschaft des Oels, das Meer zu besänftigen, schon den griechischen und römischen Schiffern bekannt gewesen, und wird noch heutigen Tages von den Seefahrern, besonders den holländischen, zu diesem Zwecke bisweilen benutzt. Uebrigens ist sie an den Küsten des Mittelmeeres eine ganz bekannte Sache, und dient dort täglich, den Fischern eine glatte und durchsichtige Oberfläche des Meeres zu verschaffen. So erblickt man z. B. auf den Fahrzeugen, die in der Meerenge von Messina mit dem Fange großer Fische beschäftigt sind, jederzeit neben dem Harpunirer einen Mann, welcher, damit jener die nahenden Fische leicht erspähen könne, dann und wann etwas Oel auf das Wasser gießt.

Bald nach der glücklichen Landung unserer Mannschaft verzog sich das Ungewitter, und der Sturm legte sich eben so schnell, als er entstanden war. Der Nordwestwind erhob sich und reinigte den Dunstkreis in wenig Minuten, so daß dieser fürchterliche Tag mit einem herrlichen, heitern und kühlen Abend endigte.

8.

Benehmen der Mannschaft nach dem Schiffbruche. Herr Feddersen wird von seinem Freund, dem amerikanischen Schiffskapitän Brand, veranlaßt, ihn mit seinen Söhnen und dem Verf. auf der Fahrt nach New-York zu begleiten. Bemerkungen über den Bau und die Eigenheiten amerikanischer Schiffe. Verhältnisse des Verf. auf der Ueberfahrt.

Nichts hat so viel Einfluß auf die Gemüthstimmung der Seeleute, als das Wetter, und ihre Laune steigt und fällt mit den Wettergläsern. Stürmt es, so fluchen sie unaufhörlich und zeigen eine gewisse Wildheit in allen ihren Handlungen; läßt der Sturm nach, dann mildert sich auch ihr ungestümes Wesen, und tritt wieder schönes Wetter ein, so sind sie ganz Heiterkeit und mit aller Welt ausgesöhnt, wenn sie auch noch so viel Ungemach und Schaden erlitten haben. Diesem Charakterzug der Seeleute muß man es zuschreiben, daß die unsrigen schon eine halbe Stunde nach dem Verluste des Schiffes und aller Habe sehr vergnügt in einem Wirthshause waren, wo sie auf Kosten des Kapitäns mit Wein und Essen bewirthet wurden. Nach Beendigung der Mahlzeit schickten sie sich an, die im Meerbusen herumtreibenden Trümmer des Schiffes auf-

zusuchen und an's Land zu schaffen, mit welcher Arbeit die ganze Nacht fortgefahren wurde.

Ich und Feddersen brachten die Nacht in einem Zimmer des Wirthshauses ebenfalls wachend zu, indem wir unsern Gedanken theils im Stillen nachhingen, theils dieselben einander mittheilten, und uns über die zu ergreifenden Maßregeln berathschlagten. Wiewohl ich mich über erlittene Unglücksfälle immer leicht zu beruhigen weiß, so war mir doch der gegenwärtige zu empfindlich, und ich mußte alle meine Lebensweisheit aufbieten, um mich darüber hinweg zu setzen; denn alles, was ich nun besaß, bestand in einem Nankinganzuge, einer Taschenuhr, einem Fernrohr, einem Stock und einer Schreibtafel. Unter den verlornen Habseligkeiten betrauerte ich nichts so sehr, als eine Sammlung seltener Pflanzen und Insekten, die ich mit Mühe und Kostenaufwand anzulegen begonnen hatte.

Der Kapitän zeigte weder den Leichtsinn, welcher den Seefahrern eigen ist, noch ließ er, ungeachtet des ansehnlichen Verlustes, der ihn als Eigenthümer des Schiffes betraf, sich von Schmerz und Sorgen übertäuben; vielmehr entwarf er mit vieler Entschlossenheit einen Plan, um sich und uns allen das erlittene Unglück erträglich zu machen. Er suchte nämlich vor erst unsere nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, und dann eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa zu finden. Da er in Porto Santo, wegen gänzlichen

Mangels an Landsleuten und Freunden, wenig Unterstützung zu hoffen hatte, auch in diesem Augenblicke kein einziges Schiff daselbst vorhanden war, so reis'te er schon am andern Morgen auf einem Passagierboote nach Madeira ab, weil dort ein dänischer Konsul angestellt, und überdieß der Verkehr mit Europa weit lebhafter ist.

Während seiner Abwesenheit setzte die Schiffsmannschaft ihre Arbeiten, die im Meerbusen zum Vorschein kommenden Trümmer an's Land zu ziehen, mit der größten Thätigkeit fort. Sie fand eines Tages das ganze Zimmerholz, welches unser Schiff geladen hatte, ein Beweis, daß der Rumpf desselben völlig zerborsten war. Auch die verlornen Anker wurden glücklich wieder aufgefischt, und überdem bekam man bei dieser Gelegenheit einen, den vor alten Zeiten ein Kriegschiff verloren hatte; er wog über drei tausend Pfund.

Ich machte mittlerweile, um mir die Grillen zu vertreiben, häufig Spaziergänge auf das Land, wurde hier aber durch die Verheerungen, welche der Orkan angerichtet hatte, sehr oft an mein und meiner Gefährten Unglück erinnert. Ich sah mehre umgeworfene Häuser und überall ausgerissene Bäume; die köstlichen saftreichen Früchte, womit die Bäume vorher prangten, lagen auf dem Boden; nur die Weintrauben hatten sich gehalten, weil sie in dieser Jahreszeit schon so reif sind, daß die Reben, welche man nie an Pfählen befestigt, unter ihrer Last zur Erde sinken.

Die ältesten Leute im Lande wußten sich keines ähnlichen Ungewitters zu entsinnen; und der sehr wissenschaftliche Abt eines Franziskanerklosters versicherte mir, daß der Sturm, in der dortigen Gegend, achtzehn Minuten lang 120 Fuß in einer Sekunde durchlaufen, und das Kloster, obschon ein äußerst festes Gebäude, vom Grund aus erschüttert habe.

Der Kapitän kam schon am fünften Tage nach seiner Abreise von Madeira zurück. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, waren wenig beruhigend. Jene Insel hatte durch den Sturm fast eben so sehr, als Porto Santo, gelitten. Die vielen dort liegenden Schiffe waren so beschädigt worden, daß kein einziges unter einigen Monaten in den Stand gesetzt werden konnte, die Reise nach Europa anzutreten. Doch hatte ihn der dänische Konsul sehr freundlich aufgenommen und eingeladen, mit seiner Mannschaft nach Madeira zu kommen, um daselbst die Abfahrt eines nach den dänischen Staaten bestimmten Schiffes abzuwarten. Dem zu Folge beschloß Feddersen, die geretteten Frachtgüter und die Bruchstücke seines Schiffes zu verkaufen, womit er auch unverzüglich den Anfang machte.

Doch sein Schicksal, woran auch das meinige hing, erhielt eine andere Wendung. Noch am selbigen Tage lief ein amerikanischer großer Dreimaster ein, der, aus dem Mittelmeere kommend, auf der Rückreise nach New-York begriffen war. Der Kapitän, welcher ihn befehligte, war ein geborner Däne und ein

Jugendgefährte Feddersen's. Gränzenlos war die Freude dieser beiden Männer, als sie sich nach einer vieljährigen Trennung hier ganz unvermuthet wieder fanden. Die gegenseitige Mittheilung ihrer Schicksale, die sehr ungewöhnlich und dennoch einander sehr ähnlich waren, erhöhte das Gefühl ihrer Freundschaft, und kettete sie noch fester an einander. Brand, so hieß der amerikanische Kapitän, that Feddersen den Vorschlag, mit ihm zu gehen, indem er meinte, daß man auf der Ueberfahrt nach den vereinigten Staaten zu jeder Jahreszeit nach Europa gehende Schiffe anträfe, und es also an Gelegenheit, nach einem dänischen oder deutschen Hafen zu kommen, mitten auf dem westlichen Ocean weniger fehlen würde, als unter den gegenwärtigen Umständen in Porto Santo oder Madeira. Dieser Vorschlag, der mehr die Frucht einer schwärmerischen Freundschaft, als vernünftiger Ueberlegung war, schien mir sehr abenteuerlich, wurde aber von Feddersen mit Freuden angenommen. Kurz, er verkaufte, was er noch zu verkaufen hatte, und schiffte sich mit mir und seinen beiden Söhnen am Bord des Amerikaners schon am folgenden Tage ein. Gern hätte er die ganze Mannschaft, und besonders die Offiziere, denen er sehr gewogen war, mit sich genommen; da dieß aber der beschränkte Platz des ohnehin mit Passagieren überladenen Schiffes nicht erlaubte, so schickte er sie, nachdem er jedem ein ansehnliches Geschenk zur

Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse gemacht hatte, zum dänischen Konsul in Madeira ab.

Sobald der Amerikaner den nach New-York zu führenden Wein eingenommen hatte, säumte er keinen Augenblick, die Anker zu lichten und in See zu gehen. Dieß geschah am 31. Juli. Ich hatte schon lange gewünscht, auf einem schnell segelnden Schiffe reisen zu können. Jetzt wurde mein Wunsch erfüllt, denn das amerikanische schwamm wie ein Delphin durch das Wasser. Es legte in vier Stunden gewöhnlich fünf bis sechs Meilen zurück, wenn der Wind auch fast entgegen war, und zehn bis vierzehn, wenn er seitwärts oder von hinten wehte.

Schnelligkeit im Segeln ist überhaupt eine bezeichnende Eigenschaft der amerikanischen Schiffe. Man nimmt beim Erbauen derselben besondere Rücksicht darauf, und gibt ihnen daher, wie den Kriegschiffen, eine schmale längliche Form und einen scharfen Boden. Auch beschlägt man diesen, an der Außenseite, durchgängig mit Kupfer, welches nicht nur dem Eindringen der Seewürmer steuert, sondern auch, weil es sich weit glatter und reiner als ein Ueberzug von Pech und Theer oder andern Stoffen hält, das Segeln befördert.

Dieß ist indessen nicht der einzige Umstand, wodurch sich die amerikanischen Schiffe vor denen der übrigen Völker auszeichnen. Gefälligkeit der Form in allen Theilen, künstliche Zusammensetzung und Anordnung des Takelwerks, geschmackvolle Malerei, bequeme

Einrichtung im Innern sind Eigenschaften, worin sie alle andere und selbst die englischen übertreffen.

Ungeachtet dieser Vorzüge gewähren sie den Eigenthümern keine besondern Vortheile. Zwar machen sie vielleicht zwei Reisen in derselben Zeit, in welcher z. B. die holländischen Barken, Galeoten u. s. w. eine einzige vollbringen; aber diese können auch in ihre breiten, kastenartigen Bäuche noch einmal so viel Güter packen, und verdienen also doppelt so viel Frachtgeld, als jene. Der Vortheil, welcher aus dem schnellen Segeln erwächst, wird daher durch die geringere Fähigkeit, Lasten zu tragen, größten Theils wieder aufgehoben. Ueberdieß muß ein Schiff, welches mehr zum Schnellsegeln als zum Lasttragen gebaut ist, immer auf der Reise sein, wenn etwas damit gewonnen werden soll; dagegen die von der entgegengesetzten Bauart eher einige Zeit ruhen, und dabei die Segel, das Tauwerk und alles andere Schiffgeräthe schonen, so wie die kostspielige Unterhaltung von Mannschaft ersparen können. Hierzu kommt noch, daß die Besoldung der Seeleute in den vereinigten Freistaaten doppelt so viel beträgt, als in andern Ländern.

Das Schiff, worauf ich mich jetzt befand, und welches den Namen „Hudson" führte, war bei Pittsburgh gebaut, einer Stadt, die gegen vier hundert amerikanische Meilen landeinwärts von New-York, und zwar am Westende der Alleghanysgebirge liegt. Es gibt dort, wo sich die Flüsse Monongahela und

7.

Verfahren, wie unser leckes Schiff ausgebessert wurde. Bereits in den Stand gesetzt, die Reise weiter zu verfolgen — wird es von einem fürchterlichen Orkan an den Felsen zertrümmert. Die Mannschaft rettet sich an das Land, wobei sie die Wellen mit Oel zu besänftigen sucht. Wirkung dieser Flüssigkeit auf die beunruhigte Oberfläche des Meeres, und in wie fern sie als Mittel dienen kann, ein Fahrzeug vom Scheitern zu retten.

Als wir in Porto Santo angelangt waren, wurde unser Schiff gekielholt, d. i. auf die Seite gewunden, so daß der Kiel oder unterste lange Grundbalken desselben aus dem Wasser hervorragt. Auf diese Weise ließen sich die Schäden, welche den lecken Zustand des Schiffes veranlaßten, leicht auffinden und ausbessern. Zuletzt wurde es, wie die Seeleute sagen, gebrannt. Dieß besteht darin, daß man das Pech, womit der Schiffsboden überzogen ist, durch angezündete Schütten Stroh zum Schmelzen bringt und zum Theil abbrennt. Ein solches Verfahren bewirkt nicht nur, daß das Pech in's Holz eindringt, sondern dient auch, den Boden zu reinigen, und ihm eine glatte Oberfläche zu geben; denn es ist bekannt, daß von Zeit zu Zeit Schalthiere, Meergras und Schlamm sich an demsel-

ben anhängen, und ihn uneben und struppig machen, was der Schnelligkeit im Segeln großen Abbruch thut. Nachdem ein Schiff gebrannt worden ist, gibt man ihm einen neuen Ueberzeug von Pech und Theer, und es wird dann nicht nur dichter, sondern segelt auch besser als vorher. So gefährlich es indessen scheint, wenn man Schiffe auf die beschriebene Weise im Feuer stehen sieht, so ist mir doch kein Beispiel vorgekommen, daß dadurch eins in Brand gerathen wäre.

Es war am 23. Juli, als man mit der Ausbesserung unseres Schiffes völlig zu Stande kam. Den folgenden Morgen wurde ein Theil der Mannschaft an's Land geschickt, um die ledigen Wasserfässer aus einer für die Schiffe bestimmten Cisterne zu füllen. Zu gleicher Zeit begab sich der Kapitän mit einer andern Anzahl Matrosen nach der Stadt, um für die Reise, welche am folgenden Tage wieder angetreten werden sollte, einige frische Lebensmittel einzukaufen. Ich selbst ging mit seinen Söhnen an das Land, um noch einen Ausflug in das Innere der Insel zu machen.

Anfangs war das Wetter so angenehm, als man nur wünschen kann. Aber gegen acht Uhr Morgens erhob sich ein Südostwind, welcher augenblicklich eine schwüle Hitze verbreitete. Alle Arbeiter im Freien verließen ihre Beschäftigung und kehrten nach ihren Wohnungen zurück. Wir setzten noch eine Zeit lang unsere Wanderung fort, sahen uns aber bald genöthigt, ebenfalls ein Obdach zu suchen, um daselbst die drük-

kendste Hitze des Tages abzuwarten. Wir kehrten bei einem Weinpflanzer ein, der uns in seinem kühlen Hause freundlich aufnahm, und mit Wein, Brod und den herrlichsten Früchten erquickte. Die Hitze nahm indessen mit der steigenden Sonne zu, und wurde gegen Mittag unerträglich. Um sie abzuhalten, verschloß unser Wirth alle Thüren und Fensterladen; er zündete dann eine Lampe an, und fiel mit den Seinigen, die fast alle Kleider abgeworfen hatten, in einen tiefen Schlaf. Meine beiden Zöglinge wurden ebenfalls vom Schlaf überwältigt, und ich war mittlerweile beschäftigt, durch einen Ritz im Fensterladen die im Sonnenschein stehenden Bäume zu betrachten, deren Früchte zu dampfen und die Blätter zusehends zu verdorren schienen.

Um drei Uhr Nachmittags zeigten sich einige Wanderer auf der Straße, und die Hitze schien etwas nachgelassen zu haben. Wir nahmen Abschied von dem Pflanzer, und traten auf einem schattigen Fußsteige den Rückweg nach dem Städtchen an. Als wir ungefähr noch eine Viertelstunde davon entfernt waren, stiegen plötzlich am westlichen Horizont schwarze Wolken auf, die ein großes Ungewitter verkündigten. Der Südostwind legte sich, und es trat eine tiefe, feierliche Stille ein.

Wir verdoppelten unsere Schritte und erreichten in kurzem das Städtchen. Hier herrschte die größte Bestürzung unter den Einwohnern. Alles sah sich mit

ängstlicher Miene nach dem herannahenden Gewitter um, man rief sich zu und lief wild durch einander. Die Wolken umzogen jetzt die Sonne und einige Augenblicke später schwebten sie über unserem Haupte. Mit einem Male brach nun das Ungewitter aus, und schien der Insel den Untergang zu drohen. Der ganze Luftkreis stand in Feuer, der Regen stürzte wie ein Wolkenbruch herab, und der Südweststwind stürmte mit der äußersten Wuth. Die Einwohner flüchteten sich aus ihren Häusern, weil man fürchtete, diese möchten vom Winde eingestürzt werden. Viele Menschen wurden, beim ersten Schritt auf die Gasse, vom Winde umgerissen und genöthigt, liegen zu bleiben.

Nur die Angst, was aus unserem Schiffe werden möchte, konnte uns Kraft verleihen, gegen den Sturm vorzudringen und das Ende der Stadt zu erreichen, von wo man eine Aussicht auf den Meerbusen hat. Das schrecklichste Schauspiel, das ich je gesehen habe, stellte sich hier unsern Blicken dar. Das ganze Meer, welches ein blendend weißer Schaum bedeckte, schien sich in den Meerbusen drängen zu wollen. Wellen auf Wellen gethürmt stürzten herein, erstiegen den hohen Strand, drohten die nahe stehenden Häuser zu zerstören, und mischten ihr Brausen in das Heulen des Windes und das Brüllen des Donners. Drei portugiesische Schiffe, die einzigen, welche damals außer dem unsrigen in der Bai lagen, wurden alle auf einmal von ihren Ankern losgerissen, an den Strand geworfen,

und in einem Augenblicke zertrümmert. Das unsrige hielt sich noch am längsten auf seinem Platze, ward aber endlich an ein hervorragendes Felsenstück getrieben, wo es zerbarst und nach wenig Minuten untersank. —

Bei diesem Anblick vergingen mir alle Sinne; ich stand starr und steif, und hielt mich mechanisch an einem Geländer fest, um nicht vom Winde umgerissen zu werden. Wie sich die Gefühle meiner jungen Freunde, welche so eben ein ansehnliches Vermögen und vielleicht ihren geliebten Vater verloren hatten, in diesem Augenblicke äußerten, weiß ich nicht; als ich aber mich wieder ermannte und mich nach ihnen umsah, fand ich sie an eine Mauer gelehnt, wo sie schluchzend sich umarmten. Mein Blick fiel dann von ungefähr auf die Cisterne, wo unsere Leute am Morgen Wasser geschöpft hatten; und als ich sah, daß noch Fässer dastanden, stieg in mir die Hoffnung auf, daß unsere Mannschaft und wahrscheinlich auch der Kapitän nicht am Bord des Schiffes gewesen wären. Von hier flog mein Blick noch einmal nach der Stelle hin, wo es gesunken war, und jetzt zeigte sich in der Bai ein Boot, welches von Wind und Wellen nach uns zu getrieben wurde. Als es den Strand erreichte, schien das Meer umher still zu stehen, und seine hellglänzende Schaumfarbe in die grünliche zu verwandeln, die es im ruhigen Zustande hat. Aber bald erhoben sich die Wellen mit verdoppelter Kraft, und

schleuderten, ohne sich zu brechen, das Boot hoch auf den Strand. Es sprang dann eine Menge Menschen heraus, welche, um von den nacheilenden Wellen nicht eingeholt und zurückgeschwemmt zu werden, in größter Eil die Anhöhe erstiegen, auf welcher wir uns befanden. Es wird überflüssig sein, zu beschreiben, wie schnell unsere Gefühle von der tiefsten Trauer in die lebhafteste Freude übergingen, als wir in diesen Leuten den Kapitän mit der ganzen übrigen Mannschaft erblickten. Wild und ohne uns zu bemerken, sah jener, als er die Anhöhe erklommen hatte, um sich; aber sein Gesicht erhielt die natürliche Heiterkeit wieder, sobald er sich von seinen Söhnen, die mit gränzenloser Freude auf ihn zustürzten, umklammert fühlte.

Als Herr Feddersen die ersten Vorboten des aufsteigenden Ungewitters bemerkt hatte, war er mit allen seinen am Lande befindlichen Leuten eiligst nach dem Schiffe zurückgekehrt, um dasselbe vor der drohenden Gefahr zu schützen. Das einzige Mittel hierzu würde nun freilich das gewesen sein, wenn er den noch wehenden Südostwind benutzt und augenblicklich das hohe Meer gesucht hätte. Doch wer konnte einen Orkan, wie dieser war, vermuthen? Ueberdieß hatten sich die portugiesischen Seeleute, welche mit dem Klima des Landes und der Beschaffenheit des Meerbusens besser, als die unsrigen, bekannt sein mußten, damit begnügt, ihre Schiffe durch das Auswerfen mehrer Anker zu befestigen. Unsere Leute hatten nicht nur ein

gleiches gethan, sondern auch alle Stängen und Raaen bestrichen, um dem Winde so wenig Berührpunkte als möglich zu lassen. Dessen ungeachtet war beim Ausbruche des Gewitters ein Ankertau nach dem andern zerrissen und das Schiff unaufhaltsam nach dem Felsen getrieben worden. Man hatte vor dem Scheitern desselben kaum Zeit gehabt, sich in das große Boot zu flüchten; an Rettung von Hab' und Gut war gar nicht zu denken gewesen. Die Vorsicht unsers Kapitän's, im großen Boote zu jeder Zeit ein Fäßchen Oel bereit zu halten, kam ihm jetzt vortrefflich zu Statten, und außerdem würde die Landung schwerlich gelungen sein. Denn als das Boot im Begriffe stand, von den am Strande sich brechenden Wellen verschlungen zu werden, hatte man den Boden des Oelfasses eingestoßen, und das Oel in's Meer geschüttet, wodurch jene plötzliche Veränderung des Wassers, die ich von meinem Standorte aus bemerkte, entstanden war.

Der Leser wird mir verzeihen, wenn ich hier den Gang der Geschichte unterbreche, um einige Bemerkungen über diese wichtige Eigenschaft des Oels einzuschalten. Die Möglichkeit, das Meer durch Oel zu besänftigen, ist sehr oft bezweifelt worden, und es würde allerdings thörig sein, wenn man glauben wollte, durch dieses Mittel eine völlig glatte Oberfläche des Meeres bewirken, oder ein Schiff, welches gegen eine steile Felsenküste getrieben wird, vom Scheitern retten zu können. Denn obschon das ausgegos-

sene Oel eine Decke über dem Wasser bildet, welche vermöge ihrer zähern Bestandtheile den Wind abhält, in dasselbe einzudringen und es auszuhöhlen, so ist doch leicht zu begreifen, daß diese Decke sehr bald zu dünn wird, um dem Drucke des Windes zu widerstehen, weil sich das Oel mit der äußersten Schnelligkeit weiter verbreitet. Eben so einleuchtend ist es, daß die Zähigkeit des Oels nicht stark genug ist, um die Erhebung des Wassers an einer Stelle zu verhindern, während rund umher sich hohe Wellen thürmen, deren jede auf das benachbarte Wasser Einfluß hat und Ursache wird, daß es zu einer ähnlichen Welle sich erhebt. Allein es ist durch viele Thatsachen erwiesen, daß das Oel unter gewissen Einschränkungen vortreffliche Dienste leistet. Da es, auf das Wasser gegossen, auf demselben schwimmt, und sich in horizontaler Richtung auszudehnen strebt, so drückt es in den ersten Augenblicken das Meer gewaltig nieder, oder jagt ihm, wie die Seeleute sagen, einen Schreck ein; hauptsächlich aber bewirkt es, daß die Wellen, welche beim Erreichen des Strandes als Brandung brechen würden, sich wie ein dicker zusammenhängender Wulst beträchtlich weit den Strand hinauf wälzen. Diese Wirkungen des Oels sind indessen von keiner langen Dauer, weil die von ihm gebildete Decke, wie schon oben erwähnt, bald sehr dünn, leicht und zerreißbar wird. Daher gebraucht man das Oel mit Vortheil, wenn ein Schiff auf dem Punkte steht, an eine nicht zu steile Küste

geworfen zu werden; die Wellen treiben es alsdann, anstatt darüber hin zu brechen und es an die Kante des Strandes zu setzen, so weit auf denselben, daß die nachfolgenden es nur schwach berühren können. Dieß ist natürlich auch der Fall, wenn das Schiff schon verloren und man genöthigt ist, sich im Boote an die Küste zu retten. Unter den genannten Einschränkungen ist die vortreffliche Eigenschaft des Oels, das Meer zu besänftigen, schon den griechischen und römischen Schiffern bekannt gewesen, und wird noch heutigen Tages von den Seefahrern, besonders den holländischen, zu diesem Zwecke bisweilen benutzt. Uebrigens ist sie an den Küsten des Mittelmeeres eine ganz bekannte Sache, und dient dort täglich, den Fischern eine glatte und durchsichtige Oberfläche des Meeres zu verschaffen. So erblickt man z. B. auf den Fahrzeugen, die in der Meerenge von Messina mit dem Fange großer Fische beschäftigt sind, jederzeit neben dem Harpunirer einen Mann, welcher, damit jener die nahenden Fische leicht erspähen könne, dann und wann etwas Oel auf das Wasser gießt.

Bald nach der glücklichen Landung unserer Mannschaft verzog sich das Ungewitter, und der Sturm legte sich eben so schnell, als er entstanden war. Der Nordwestwind erhob sich und reinigte den Dunstkreis in wenig Minuten, so daß dieser fürchterliche Tag mit einem herrlichen, heitern und kühlen Abend endigte.

8.

Benehmen der Mannschaft nach dem Schiffbruche. Herr Feddersen wird von seinem Freund, dem amerikanischen Schiffskapitän Brand, veranlaßt, ihn mit seinen Söhnen und dem Verf. auf der Fahrt nach New-York zu begleiten. Bemerkungen über den Bau und die Eigenheiten amerikanischer Schiffe. Verhältnisse des Verf. auf der Ueberfahrt.

Nichts hat so viel Einfluß auf die Gemüthstimmung der Seeleute, als das Wetter, und ihre Laune steigt und fällt mit den Wettergläsern. Stürmt es, so fluchen sie unaufhörlich und zeigen eine gewisse Wildheit in allen ihren Handlungen; läßt der Sturm nach, dann mildert sich auch ihr ungestümes Wesen, und tritt wieder schönes Wetter ein, so sind sie ganz Heiterkeit und mit aller Welt ausgesöhnt, wenn sie auch noch so viel Ungemach und Schaden erlitten haben. Diesem Charakterzug der Seeleute muß man es zuschreiben, daß die unsrigen schon eine halbe Stunde nach dem Verluste des Schiffes und aller Habe sehr vergnügt in einem Wirthshause waren, wo sie auf Kosten des Kapitäns mit Wein und Essen bewirthet wurden. Nach Beendigung der Mahlzeit schickten sie sich an, die im Meerbusen herumtreibenden Trümmer des Schiffes auf-

zusuchen und an's Land zu schaffen, mit welcher Arbeit die ganze Nacht fortgefahren wurde.

Ich und Feddersen brachten die Nacht in einem Zimmer des Wirthshauses ebenfalls wachend zu, indem wir unsern Gedanken theils im Stillen nachhingen, theils dieselben einander mittheilten, und uns über die zu ergreifenden Maßregeln berathschlagten. Wiewohl ich mich über erlittene Unglücksfälle immer leicht zu beruhigen weiß, so war mir doch der gegenwärtige zu empfindlich, und ich mußte alle meine Lebensweisheit aufbieten, um mich darüber hinweg zu setzen; denn alles, was ich nun besaß, bestand in einem Nankinganzuge, einer Taschenuhr, einem Fernrohr, einem Stock und einer Schreibtafel. Unter den verlornen Habseligkeiten betrauerte ich nichts so sehr, als eine Sammlung seltener Pflanzen und Insekten, die ich mit Mühe und Kostenaufwand anzulegen begonnen hatte.

Der Kapitän zeigte weder den Leichtsinn, welcher den Seefahrern eigen ist, noch ließ er, ungeachtet des ansehnlichen Verlustes, der ihn als Eigenthümer des Schiffes betraf, sich von Schmerz und Sorgen übertäuben; vielmehr entwarf er mit vieler Entschlossenheit einen Plan, um sich und uns allen das erlittene Unglück erträglich zu machen. Er suchte nämlich vor erst unsere nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, und dann eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa zu finden. Da er in Porto Santo, wegen gänzlichen

Mangels an Landsleuten und Freunden, wenig Unterstützung zu hoffen hatte, auch in diesem Augenblicke kein einziges Schiff daselbst vorhanden war, so reis'te er schon am andern Morgen auf einem Passagierboote nach Madeira ab, weil dort ein dänischer Konsul angestellt, und überdieß der Verkehr mit Europa weit lebhafter ist.

Während seiner Abwesenheit setzte die Schiffsmannschaft ihre Arbeiten, die im Meerbusen zum Vorschein kommenden Trümmer an's Land zu ziehen, mit der größten Thätigkeit fort. Sie fand eines Tages das ganze Zimmerholz, welches unser Schiff geladen hatte, ein Beweis, daß der Rumpf desselben völlig zerborsten war. Auch die verlornen Anker wurden glücklich wieder aufgefischt, und überdem bekam man bei dieser Gelegenheit einen, den vor alten Zeiten ein Kriegschiff verloren hatte; er wog über drei tausend Pfund.

Ich machte mittlerweile, um mir die Grillen zu vertreiben, häufig Spaziergänge auf das Land, wurde hier aber durch die Verheerungen, welche der Orkan angerichtet hatte, sehr oft an mein und meiner Gefährten Unglück erinnert. Ich sah mehre umgeworfene Häuser und überall ausgerissene Bäume; die köstlichen saftreichen Früchte, womit die Bäume vorher prangten, lagen auf dem Boden; nur die Weintrauben hatten sich gehalten, weil sie in dieser Jahreszeit schon so reif sind, daß die Reben, welche man nie an Pfählen befestigt, unter ihrer Last zur Erde sinken.

Die ältesten Leute im Lande wußten sich keines ähnlichen Ungewitters zu entsinnen; und der sehr wissenschaftliche Abt eines Franziskanerklosters versicherte mir, daß der Sturm, in der dortigen Gegend, achtzehn Minuten lang 120 Fuß in einer Sekunde durchlaufen, und das Kloster, obschon ein äußerst festes Gebäude, vom Grund aus erschüttert habe.

Der Kapitän kam schon am fünften Tage nach seiner Abreise von Madeira zurück. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, waren wenig beruhigend. Jene Insel hatte durch den Sturm fast eben so sehr, als Porto Santo, gelitten. Die vielen dort liegenden Schiffe waren so beschädigt worden, daß kein einziges unter einigen Monaten in den Stand gesetzt werden konnte, die Reise nach Europa anzutreten. Doch hatte ihn der dänische Konsul sehr freundlich aufgenommen und eingeladen, mit seiner Mannschaft nach Madeira zu kommen, um daselbst die Abfahrt eines nach den dänischen Staaten bestimmten Schiffes abzuwarten. Dem zu Folge beschloß Feddersen, die geretteten Frachtgüter und die Bruchstücke seines Schiffes zu verkaufen, womit er auch unverzüglich den Anfang machte.

Doch sein Schicksal, woran auch das meinige hing, erhielt eine andere Wendung. Noch am selbigen Tage lief ein amerikanischer großer Dreimaster ein, der, aus dem Mittelmeere kommend, auf der Rückreise nach New-York begriffen war. Der Kapitän, welcher ihn befehligte, war ein geborner Däne und ein

Jugendgefährte Feddersen's. Gränzenlos war die Freude dieser beiden Männer, als sie sich nach einer vieljährigen Trennung hier ganz unvermuthet wieder fanden. Die gegenseitige Mittheilung ihrer Schicksale, die sehr ungewöhnlich und dennoch einander sehr ähnlich waren, erhöhte das Gefühl ihrer Freundschaft, und kettete sie noch fester an einander. Brand, so hieß der amerikanische Kapitän, that Feddersen den Vorschlag, mit ihm zu gehen, indem er meinte, daß man auf der Ueberfahrt nach den vereinigten Staaten zu jeder Jahreszeit nach Europa gehende Schiffe anträfe, und es also an Gelegenheit, nach einem dänischen oder deutschen Hafen zu kommen, mitten auf dem westlichen Ocean weniger fehlen würde, als unter den gegenwärtigen Umständen in Porto Santo oder Madeira. Dieser Vorschlag, der mehr die Frucht einer schwärmerischen Freundschaft, als vernünftiger Ueberlegung war, schien mir sehr abenteuerlich, wurde aber von Feddersen mit Freuden angenommen. Kurz, er verkaufte, was er noch zu verkaufen hatte, und schiffte sich mit mir und seinen beiden Söhnen am Bord des Amerikaners schon am folgenden Tage ein. Gern hätte er die ganze Mannschaft, und besonders die Offiziere, denen er sehr gewogen war, mit sich genommen; da dieß aber der beschränkte Platz des ohnehin mit Passagieren überladenen Schiffes nicht erlaubte, so schickte er sie, nachdem er jedem ein ansehnliches Geschenk zur

Befriedigung der unentbehrlichsten Bedürfnisse gemacht hatte, zum dänischen Konsul in Madeira ab.

Sobald der Amerikaner den nach New-York zu führenden Wein eingenommen hatte, säumte er keinen Augenblick, die Anker zu lichten und in See zu gehen. Dieß geschah am 31. Juli. Ich hatte schon lange gewünscht, auf einem schnell segelnden Schiffe reisen zu können. Jetzt wurde mein Wunsch erfüllt, denn das amerikanische schwamm wie ein Delphin durch das Wasser. Es legte in vier Stunden gewöhnlich fünf bis sechs Meilen zurück, wenn der Wind auch fast entgegen war, und zehn bis vierzehn, wenn er seitwärts oder von hinten wehte.

Schnelligkeit im Segeln ist überhaupt eine bezeichnende Eigenschaft der amerikanischen Schiffe. Man nimmt beim Erbauen derselben besondere Rücksicht darauf, und gibt ihnen daher, wie den Kriegschiffen, eine schmale längliche Form und einen scharfen Boden. Auch beschlägt man diesen, an der Außenseite, durchgängig mit Kupfer, welches nicht nur dem Eindringen der Seewürmer steuert, sondern auch, weil es sich weit glatter und reiner als ein Ueberzug von Pech und Theer oder andern Stoffen hält, das Segeln befördert.

Dieß ist indessen nicht der einzige Umstand, wodurch sich die amerikanischen Schiffe vor denen der übrigen Völker auszeichnen. Gefälligkeit der Form in allen Theilen, künstliche Zusammensetzung und Anordnung des Takelwerks, geschmackvolle Malerei, bequeme

Einrichtung im Innern sind Eigenschaften, worin sie alle andere und selbst die englischen übertreffen.

Ungeachtet dieser Vorzüge gewähren sie den Eigenthümern keine besondern Vortheile. Zwar machen sie vielleicht zwei Reisen in derselben Zeit, in welcher z. B. die holländischen Barken, Galeoten u. s. w. eine einzige vollbringen; aber diese können auch in ihre breiten, kastenartigen Bäuche noch einmal so viel Güter packen, und verdienen also doppelt so viel Frachtgeld, als jene. Der Vortheil, welcher aus dem schnellen Segeln erwächst, wird daher durch die geringere Fähigkeit, Lasten zu tragen, größten Theils wieder aufgehoben. Ueberdieß muß ein Schiff, welches mehr zum Schnellsegeln als zum Lasttragen gebaut ist, immer auf der Reise sein, wenn etwas damit gewonnen werden soll; dagegen die von der entgegengesetzten Bauart eher einige Zeit ruhen, und dabei die Segel, das Tauwerk und alles andere Schiffgeräthe schonen, so wie die kostspielige Unterhaltung von Mannschaft ersparen können. Hierzu kommt noch, daß die Besoldung der Seeleute in den vereinigten Freistaaten doppelt so viel beträgt, als in andern Ländern.

Das Schiff, worauf ich mich jetzt befand, und welches den Namen „Hudson" führte, war bei Pittsburgh gebaut, einer Stadt, die gegen vier hundert amerikanische Meilen landeinwärts von New-York, und zwar am Westende der Alleghanysgebirge liegt. Es gibt dort, wo sich die Flüsse Monongahela und

Alleghany vereinigen und den Ohio bilden, mehre Werften, welche vortreffliche große Seeschiffe liefern. Da die Gegend einen Ueberfluß an Eichen, Nußbäumen, Fichten und andern vortrefflichen, zum Schiffbau geeigneten Holzarten hat, so baut man hier wohlfeiler und besser, als in den Häfen am atlantischen Meere, deren Kaufleute daher häufig ihre Schiffe in Pittsburgh aufsetzen lassen. Wenn diese fertig sind, so befrachtet man sie mit den dortigen Landesprodukten, und führt sie den Ohio und dann den Missisippi hinunter nach New-Orleans, wo die Waaren ausgeladen werden. Von hier schickt man sie mit Produkten aus Nieder-Louisiana ihren Eigenthümern in den Häfen am atlantischen Meere zu. Es ist berechnet worden, daß dergleichen Schiffe, bevor sie von Pittsburgh nach New-Orleans kommen, einen Weg von mehr als zwei tausend amerikanischen Meilen zurücklegen, und dann müssen sie noch hundert machen, um den offenen Ocean zu erreichen. Zur Vollendung des ganzen Weges von Pittsburgh bis z. B. nach New-York, sollen sie gewöhnlich viertehalb Monate Zeit brauchen. Pittsburgh war lange der einzige Ort im westlichen Gebiete der vereinten Freistaaten, wo auf solche Weise Schiffe gebaut und versendet wurden; aber in unsern Tagen, wo die Bevölkerung und der Verkehr in diesem Gebiete mit Riesenschritten vorwärts gehen, wird der Schiffbau in vielen Gegenden an dem Ohio, Missisippi

und den schiffbaren Nebenflüssen, die alle mit vortrefflichen Holzungen umgeben sind, lebhaft betrieben.

Mit Vergnügen bemerkte ich, wie glimpflich der amerikanische Seemann von seinen Vorgesetzten behandelt wird. Der gebieterische, übermüthige Ton, den sich besonders die Unteroffiziere auf andern Schiffen anmaßen, ist auf amerikanischen ganz ungewöhnlich; und man wird hier nach einem kurzen Aufenthalte gewahr, daß man unter Bürgern eines Freistaates ist.

Die Lage, worin ich mich auf dem Schiffe befand, hatte ihr Angenehmes und Unangenehmes. Da das Schiff eine Menge von Passagieren führte, so war der Platz bei Tage auf dem Verdeck, und bei Nacht in den Gemächern äußerst beschränkt, daher auch in den letztern eine fast unerträgliche Hitze herrschte. Die größte Unannehmlichkeit, die ich fühlte, rührte von dem Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen her; denn ich hatte den Verlust meiner Kleider und Wäsche, weil diese Dinge in Porto Santo sehr schlecht und theuer waren, in einem geringen Maße ersetzt. Zum Glück aber kam ich in den Besitz eines portugiesischen Mantels. Ohne ihn würde ich noch weit schlimmer daran gewesen sein, denn er füllte manche Lücken in meinen Bedürfnissen aus. Er bedeckte meine Blöße, wenn die Nankingkleider gewaschen wurden, schützte mich gegen Wind und Regen, und vertrat in der Nacht die Stelle des Bettes.

Die Verpflegung im Essen und Trinken konnte ich nicht besser wünschen; denn der Kapitän, ohnehin an

einen guten Tisch gewöhnt, schonte die Vorräthe jetzt um so weniger, da er seinen Freund Feddersen zum Tischgenossen hatte.

An geselliger Unterhaltung fehlte es eben so wenig. Es herrschte unter den Passagieren, lauter jungen Künstlern aus Livorno und Genua, nicht nur die größte Artigkeit, sondern auch viel Lebhaftigkeit und gute Laune. Bald wurden Conzerte und Theaterstücke aufgeführt, bald erzählte man lustige Geschichten oder vertrieb sich die Zeit durch mancherlei Spiele.

Auch gewährte mir der Umgang mit Herrn Brand eine sehr angenehme Unterhaltung. Er war ein Mann von vortrefflicher Denkart, und schien nur einen Fehler zu besitzen, nämlich den, daß er immer von sich selbst erzählte. Dadurch konnte jedoch Niemand sich beleidigt finden; denn seine Lebensgeschichte war so ungewöhnlich und so anziehend, daß sie Jeder mit Vergnügen hörte. Ich würde nicht anstehen, dieselbe meinen Lesern mitzutheilen, wenn nicht der Zusammenhang der vielen Begebenheiten meinem Gedächtnisse entfallen wäre.

Unter solchen Umständen verstrich ein Tag nach dem andern, und wir rückten der amerikanischen Küste mit schnellen Schritten näher, ohne daß unsere Hoffnung, auf ein nach Europa gehendes Schiff zu stoßen, in Erfüllung ging.

9.

Ankunft bei den Bänken von New-Foundland — Beschaffenheit dieser Meeresgegend. Ansicht der langen Insel und des Festlandes von New-Yersey. Das Schiff erreicht die Gewässer von New-York — Beschreibung derselben. Erscheinung der Insel Manhattan und der darauf liegenden Stadt New-York. Ankunft im Hafen der letztern. Bemerkungen über das in der Stadt herrschende gelbe Fieber.

Am 13. August näherten wir uns den Sandbänken von New-Foundland. Der Himmel hüllte sich, was in der dortigen Gegend fast immer der Fall ist, in düstere, schwere Wolken, die sich auf das Meer zu stützen schienen. Diesen traurigen Anblick verschlimmerte noch das melancholische Geschrei der Möven, welche in großen Schaaren über den Wellen herumflatterten, um auf die Fische Jagd zu machen, womit die Gewässer um New-Foundland so reichlich versehen sind.

Gegen Abend wurde das Senkblei geworfen. Es zeigte eine Wassertiefe von 19 Klaftern und brachte, weil man es an seinem schwersten Ende mit Lichttalg beschmiert hatte, Bestandtheile des Meeres erauf, welche aus einem grünlichen, in Schlamm gehüllten

Sande bestanden. Da jede Gegend der New-Foundländischen Bänke, sowohl in Rücksicht der Tiefe des Wassers, als auch der Bestandtheile des Bodens, ihre besondere Beschaffenheit hat, so urtheilte man aus den Anzeigen des Senkbleies, daß wir uns am südlichen Ende der großen Bank befänden, was auch mit den übrigen Berechnungen genau übereinstimmte.

Auf dringendes Verlangen des Herrn Feddersen wurde beschlossen, in dieser Gegend eine Zeit lang zu verweilen, da es höchst wahrscheinlich war, daß man daselbst ein nach Europa fahrendes Schiff antreffen würde. Denn sie ist beständig der Sammelplatz europäischer Fischer, so wie sie überdieß von den nach Europa zurückkehrenden Westindienfahrern berührt wird, weil diese aus dem Golf von Mexico längs der Küste bis hierher kommen, um dann queer über den Ocean zu steuern.

Wir kreuzten drei Tage; aber war es Mißgeschick, das alle Schiffe von uns entfernt hielt, oder war es das trübe Wetter, welches uns verhinderte sie zu entdecken, kurz, wir stießen bloß auf zwei, die nach den Kanarien-Inseln gingen. Endlich erklärte Brand seinem Freunde Feddersen, daß er die Reise nicht länger verzögern könne, da sie zumal ihrem Ende so nahe wäre, und daß derselbe sich's gefallen lassen würde, ihn nach New-York zu begleiten, wo es an Gelegenheit, nach Hamburg oder Kopenhagen überzufahren, nicht fehlen könnte. Feddersen wußte dieser billigen Vorstel-

lung nichts entgegenzusetzen, und so gab er der Nothwendigkeit nach, den Weg nach New-York vollends mitzumachen.

Das Schiff trat hierauf seinen bestimmten Lauf wieder an, und ließ, da sich ein heftiger Südostwind erhob, New-Foundland in kurzem zurück. Schon am andern Morgen umfing uns eine reinere Luft, die sich, je weiter wir fuhren, immer mehr aushellte.

Am 21. August erschien Long-Island, oder die lange Insel, hinter welcher die Stadt New-York verborgen liegt; und mit der aufgehenden Sonne des nächsten Tages erblickten wir auch das feste Land von New-Yersey. Dieser ganze Landstrich, mit Ausnahme des Vorgebirges Neversink, dessen Höhe sechshundert Fuß über dem Meere beträgt, stellt eine sehr einförmige, niedrige und sandige Fläche dar. Er erhebt sich nur allmählig nach den innern Gegenden zu, weßhalb man ihn in einer Entfernung von sechs Seemeilen kaum entdecken kann. Eben so senkt sich auch der Boden nach der See hin nur allmählig, und die Tiefe derselben ist in einer weiten Entfernung vom Lande noch sehr beträchtlich.

Nachmittags um zwei Uhr erreichten wir die äußere oder südliche Bai von New-York, welche gewöhnlich als die Mündung des Hudsonflusses angesehen wird. Sie ist im Süden von New-Yersey, im Westen von der Nariton-Bai und im Norden von dem Staateneilande und der langen Insel eingeschlossen. An der Seite

von New=Yersey befindet sich ein von Stein gebauter Leuchtthurm, der hundert und sechs Fuß hoch, und zehn Seemeilen weit zu sehen ist. Er steht auf einer kleinen Insel, die vor Zeiten mit dem festen Lande von New=York zusammenhing, und wegen ihrer sandigen Bestandtheile den Namen „Sandy=Hook d. i. sandige Landspitze" führt. Bei dieser Insel muß man dicht vorbei fahren, um in die Bai zu gelangen. Denn obschon diese dem Anschein nach gegen Osten ganz offen am Meere liegt, so hat sie doch nur an der Seite von Sandy=Hook einen schiffbaren Eingang, weil von Long=Island nach Sandy=Hook hinüber eine Sandbank läuft, welche die Bai gegen das ungestüme Eindringen des Meeres schützt. Es zieht sich auch von der Staaten=Insel eine Bank nach New=Yersey hinüber, so daß beide Bänke einen Kanal bilden, der nach der Meerenge zwischen dem Staaten=Eilande und der langen Insel führt. Man hat beobachtet, daß es in der Bai keine von den schädlichen Würmern gibt, welche die Schiffe anfressen, ein Umstand, der ihr große Vorzüge vor andern Gewässern ihres Erdtheils gibt. Die Gestade derselben sind anfänglich, wie die ganze äußere Küste, meistens sandig, aber die innern Gegenden des Landes verkündigen schon in der Ferne einen fruchtbaren Boden.

War je ein Europäer beim ersten Anblick der neuen Welt begierig, die Gegenstände derselben in der Nähe zu betrachten, so war ich es in dem Augenblicke, wo das Schiff dem Eingang in die Bai sich näherte.

Ungeduldig sah ich dem Zeitpunkt entgegen, der mich nach der berühmten Stadt New = York führen würde, und das Schiff schien mir nicht schnell genug zu segeln, ob es schon mit Ungestüm durch die Wellen braus'te. Aber diese ungeduldige Erwartung wurde sehr herabgestimmt, als der Lootse, welcher das Schiff beim Leuchtthurm auf Sandy=Hook in Empfang nahm, uns benachrichtigte, daß in New=York das dort einheimisch gewordene gelbe Fieber sehr um sich gegriffen, und schon viele Menschen aufgerieben habe.

Wir gelangten indessen sehr bald durch die südliche Bai in die oben erwähnte Meerenge. Sie läuft von Süden nach Norden, und macht den Uebergang in die nördliche oder eigentliche New = York = Bai. Die Küste des Staaten=Eilandes erhebt sich hier zu mäßigen Bergen, welche mit hohen Tannen und vortrefflichen Pechkiefern besetzt sind. Sehr überraschend ist die plötzlich veränderte Gestalt, worin Long=Island an dieser Seite hervortritt. Denn, vom Meere aus gesehen, scheint die Insel nichts als eine Reihe wüster Sandhügel zu sein; aber längs der ganzen Küste gegen das feste Land hin, zeigt sie die schönste Abwechselung von fruchtbaren Feldern, Wiesen, Gärten und Waldhügeln. Die Ufer in der Meerenge sind steil und felsig, und haben einige kleine Buchten, worin sich immer viele Boote befinden, um vorzüglich Austern und Hummern zu fischen. Auf der südwestlichen Spitze von Long = Island, Montock=Point genannt, steht ein Leuchtthurm, der vor wenig

Jahren erbaut worden ist; so wie sich auch in einiger Entfernung westwärts von dem auf Sandy=Hook ein dritter, als Wegweiser nach der Rariton=Bai, befindet.

Sobald man aus der Meerenge in die nördliche New=York=Bai kommt, öffnet sich auf der westlichen Seite derselben eine Aussicht in die New=Ark=Bai, welche durch einen engen Kanal mit der ersten in Verbindung steht; aber bald sieht man sich von dem östlich hervorspringenden New=Yersey eingeschlossen, welches nordostwärts läuft und das rechte Ufer des Hudson bildet. Dieser Landstrich ist Anfangs niedrig und mit Sand bedeckt, erhebt sich aber nach und nach und wird zu einem felsigen, größten Theils mit Wald bewachsenen Ufer. Letzteres ist mit Austerbänken umgeben, welchen sich kleine unbewohnte Inseln anschließen, wovon einige die Fluth überschwemmt. An der östlichen Seite der Bai zieht sich Long=Island, gegen Osten zu etwas eingebogen, ebenfalls nordostwärts hin, und bildet dann das linke Ufer des Hudsonflusses. Diese Insel gewinnt, je näher man der Stadt New=York kommt, immer mehr an Fruchtbarkeit und Anmuth, und enthält eine Menge hübscher Dörfer und Landgüter. Die Küste derselben hat viele Buchten für kleine Fahrzeuge, ist aber, wie die von New=Yersey, mit Bänken und Inseln verbollwerkt, was den Spielraum der Schiffe beschränkt, die Ruhe des Wassers hingegen ungemein befördert. Fast im Mittelpunkte des Fahrwassers liegt eine Insel, welche Nutten=Island heißt. Es befindet sich hier eine Qua=

rantäne=Anstalt. Auch hat man daselbst eine Festung angelegt, welche die ganze Bai bestreicht, aber von den Hügeln auf Long=Island beschossen werden kann. Sie war zur Zeit meines dortigen Aufenthalts die einzige Schutzwehr der Stadt New=York. Im Hintergrunde der Bai erscheint endlich das Eiland Manhattan, oder jetzt gewöhnlich die New=York=Insel genannt, welche, schmal und lang gestaltet, von Süden nach Norden den Hudson hinauf läuft, und denselben in zwei Arme theilt. Der linke Arm heißt der Ost und der rechte, wiewohl er den Namen West führen sollte, der Nord. An dem südlichen Ende dieser Insel, dessen Entfernung vom Meere acht Seemeilen beträgt, zeigt sich die Stadt New=York in ihrer ganzen Größe.

Sie liegt frei und offen, und hat die Form eines Dreiecks, an dessen südlicher Spitze die Flüsse Ost und Nord sich mit einander vereinigen. Im Süden liegt sie niedrig, erhebt sich aber im Norden auf mehren Hügeln. Uebrigens hat ihr Aeußeres ganz das Ansehen einer großen, prächtigen, lebhaften und reichen Handelstadt, und entspricht dem hohen Range, den sie unter ihren nordamerikanischen Mitschwestern behauptet. Kirchen und Paläste wechseln mit niedlichen Bürgerhäusern, deren Anzahl zu der Zeit, wo ich mich dort befand, sich auf sechs tausend belief und seitdem auf neunzehn tausend angewachsen ist. Längs der Wasserseite ziehen sich Waarenlager, Schiffwerften, schöne Kaien, Docken und herausgebaute Schifflånden hin,

von welchen letztern es gegen vierzig gibt. Das bunte Gewühl von Menschen und Fuhrwerk, das man auf den Kaien und in den angränzenden Straßen erblickt, verkündigt die große, fast mit jedem Tag anwachsende Volksmenge, die schon zu jener Zeit gegen siebzig tausend Seelen betrug und jetzt mehr als doppelt so groß angegeben wird.

Der Hafen von New=York umfaßt den ganzen, zwischen der Stadt und dem Nutten=Eilande befindlichen Raum, so daß er über neun hundert große Schiffe aufnehmen kann. Dabei ist er ziemlich frei von Klippen und Untiefen, und durch die davor liegenden Inseln gegen Stürme völlig gesichert; auch hat er den Vorzug, daß er, wegen der reißenden Schnelligkeit des Ostflusses, selbst bei der strengsten Winterkälte selten überfriert. Die Zahl der Seeschiffe, die man hier auf einmal versammelt findet, beläuft sich gewöhnlich auf zwei bis vier hundert; unübersehbar aber ist der Schwarm der Küstenfahrer und besonders der Fahrzeuge, welche den Hudson beschiffen.

Wir langten Abends um sechs Uhr im Hafen an, und gingen nicht weit vom Südostende der Stadt vor Anker. Wiewohl dieser Theil des Hafens gewöhnlich der vorzüglichste Sammelplatz der Schiffe ist, so lagen doch nur sehr wenige in unserer Nähe; denn die meisten hatten sich, um der ansteckenden Stadtluft zu entkommen, nach Nutten=Eiland zurückgezogen, wo man einen dichten Mastenwald erblickte.

Bald nach unserer Ankunft erfuhren wir, daß vier oder fünf tausend Einwohner der Stadt, des gelben Fiebers wegen, sich nach ihren Landhäusern begeben hatten; denn zwei oder drei Meilen von New-York lebt man sehr gesund und vor aller Ansteckung sicher. Ueberhaupt entfernen sich Viele regelmäßig im Juni aus der Stadt, und kehren nach dem ersten Froste, der gewöhnlich zu Anfang Novembers eintritt, dahin zurück, weil man nur in den heißen Monaten das gelbe Fieber zu fürchten hat.

Einige von der Schiffsmannschaft erhielten die traurige Nachricht, daß ihre Familien von dieser Krankheit ergriffen und zum Theil ein Opfer derselben geworden wären. Unter andern wurde Einem berichtet, daß sein erkrankter Vater, von allen Angehörigen verlassen, sich aus Verzweiflung über seine Hülflosigkeit oder in der Fieberhitze aus dem Fenster gestürzt habe. So schrecklich dieses Unglück uns Fremden vorkam, so wenig Eindruck schien es, den Sohn ausgenommen, welchen es betroffen hatte, auf die Eingebornen zu machen; denn sie sind an solche Vorfälle gewöhnt, und es ist nichts Seltenes, daß zur Zeit der Seuche die nächsten Blutsverwandten einander verlassen, um ihr Leben durch die Flucht zu retten.

Das gelbe Fieber soll in einer Entzündung der Galle bestehen. Seinen Namen hat es von der zitrongelben Farbe, welche zuerst die Augen, dann das Gesicht und endlich den ganzen Körper einnimmt. Die

ersten Merkmale desselben sind eine gewisse Müdigkeit und Zerschlagenheit aller Glieder, mit unwiderstehlicher Neigung zum Schlafe. Hierauf folgt ein heftiger Kopfschmerz, besonders in der Gegend der Augenbrauen und in der Tiefe des Au es, wozu sich ein Reißen im Rücken, in den Armen und Beinen gesellt. Frost und Hitze wechseln mit einander ab; die Haut ist trocken und brennend, das Athmen erschwert und die ausgehauchte Luft heiß. Der Durst nimmt überhand, und die Zunge belegt sich mit einem schwärzlichen, übelriechenden Schleim. Es stellen sich Ohnmachten und Taubheit ein, und man fühlt eine brennende Hitze in der Gegend des Magens. Hierauf erfolgen die heftigsten Erbrechungen von schleimigen, dann sauern und oft schwarzen galligen Stoffen, welche letztere einen häßlichen Geruch mit sich führen und so scharf sind, daß der Gaumen davon angefressen wird. Gewöhnlich kommt auch ein schwärzlicher Durchfluß hinzu; außerdem leidet der Kranke an Verstopfung. Diese Zufälle folgen schnell auf einander, und man sieht bald, ob die Genesung oder der Tod erfolgen wird. Läßt die Krankheit nicht nach, so ergreift die Entzündung alle Theile des Körpers, und es entsteht eine gänzliche Auflösung der Säfte, die man durch den unerträglichen Geruch der Ausdünstung erkennt. Die ganze Haut des Kranken nimmt eine gelbe Farbe an, er redet irre, ras't zuweilen und stirbt unter krampfhaften Bewegungen. Ein sonderbarer und charakteristischer Umstand, welcher dem

Hinscheiden eines solchen Kranken vorangeht, und für das sicherste Zeichen desselben gehalten wird, ist der, daß er seine Kniee in die Höhe zieht, und mit dem übrigen Körper nach dem Fuße des Bettes hinabgleitet.

Es ist zweifelhaft, ob das gelbe Fieber in den nordamerikanischen Staaten ursprünglich entstanden, oder durch Ansteckung aus den Antillen dahin verpflanzt worden ist. Mit Gewißheit kann man aber behaupten, daß es gegenwärtig in jenen Staaten, besonders in New-York, Philadelphia und Baltimore, so einheimisch ist, als auf den genannten Inseln. Es wüthet nicht jeden Sommer mit gleicher Heftigkeit; aber man hat den Ursachen davon noch nicht völlig auf die Spur kommen können. Was die Heilart desselben betrifft, so sind die Meinungen der Aerzte darüber noch sehr getheilt. Ankommende Fremde, besonders Europäer, befällt es am stärksten. Dagegen werden diejenigen Einheimischen, welche an dem Orte, wo es herrscht, sich beständig aufhalten, selten davon ergriffen; entfernen sie sich aber nur einige Tage, so sind sie bei ihrer Zurückkunft eben so sehr, als die Fremden, in Gefahr angesteckt zu werden. Die Neger haben für diese Krankheit gar keine Empfänglichkeit.

10.

Flüchtige Besichtigung der Stadt — Unreinlichkeit der Landungplätze, die mit dem übrigen schönen Ganzen einen auffallenden Abstich macht. Wohlstand der Einwohner. Der modische Anzug einiger Matrosen gibt Anlaß zu einer Bemerkung über das sonderbare, dieser Menschen-klasse eigene Betragen.

Bald nach unserer Ankunft im Hafen von New-York begaben sich, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die sämmtlichen Passagiere nach dem Nutten-Eilande, um in der daselbst befindlichen Quarantäne-Anstalt die Zeit des gelben Fiebers abzuwarten. Herr Feddersen zog unterdessen die Nachricht ein, daß sich im Hafen eine nach Kopenhagen bestimmte dänische Brig aufhielt. Sie hatte im vorigen Jahr die Reise nach Archangel mit uns gemacht, und der Kapitän derselben war ein vertrauter Freund von Feddersen. Letzter säumte daher nicht sich zu ihm zu begeben; er wirkte für sich und seine Angehörigen die Ueberfahrt noch Kopenhagen aus, und kehrte spät am Abend mit dem Entschlusse zurück, sich unverzüglich auf der Brig einzuschiffen, wiewohl sie erst in drei Wochen absegeln sollte. Denn es stand allerdings zu fürchten, daß wir in einer solchen Nähe

bei der Stadt, als wir uns gegenwärtig auf dem amerikanischen Schiffe befanden, dem gelben Fieber nicht entgehen würden, da es, wie ich schon erwähnt habe, die ankommenden Europäer schnell befällt. Auf der andern Seite hatte sich auf Nutten-Eiland, wo das dänische Schiff vor Anker lag, noch keine Spur vom Fieber gezeigt, und man schien daselbst außer aller Gefahr zu sein.

Der Ausführung dieses Entschlusses widersetzte sich jedoch der Kapitän Brand aus allen Kräften, weil er sich von seinem Freunde nicht so plötzlich trennen wollte. Zwar hielt er eine baldige Entfernung von der Stadt ebenfalls für nothwendig, that uns aber den Vorschlag, ihn zu seiner Familie, die auf einem Landgute in New-Yersey wohnte, zu begleiten, und versprach schon folgenden Tages die Reise mit uns anzutreten. Die von Feddersen vorgebrachten Gegengründe wußte er bald zu widerlegen, und so wurde sein freundlicher Vorschlag angenommen.

Indessen wäre die Sache am nächsten Morgen beinahe wieder zurückgegangen, als wir erwogen, daß unser Anzug nicht von der Art sei, um am Lande erscheinen zu können, und daß wir uns daher in der Stadt mit Kleidern und Wäsche versehen müßten, wogegen Feddersen großen Widerwillen bezeigte. Dessen ungeachtet wurde dieser Entschluß gefaßt, und wir bestiegen das Boot. Herr Brand, der uns begleitete, steuerte dasselbe den Ostfluß hinauf, über welchen ein

frischer Ostwind nach der Stadt wehte; denn man muß sich einem angesteckten Orte immer von der Seite nähern, von welcher der Wind ihn bestreicht, weil man auf der entgegengesetzten die ungesunden, vom Winde zugeführten Dünste einathmen würde. Wir fuhren bis zum Nordostende der Stadt, welches, weil es auf steilen, von den Seewinden beherrschten Hügeln liegt, den Ruf einer vorzüglichen Gesundheit hat.

Beim Landen auf dem Kai setzte mich der hier aufgehäufte Schmutz, der mit dem übrigen schönen Ganzen einen höchst auffallenden Kontrast machte, in großes Erstaunen. Dessen ungeachtet wurden mir die übrigen Landungplätze der Stadt als noch weit unreiner geschildert; sie sollen in den heißen Mittagstunden einen unausstehlichen Geruch verbreiten. Es ist nicht zu begreifen, wie die Einwohner von New-York, die auf Reinlichkeit so viel Ansprüche machen, und in jeder andern Hinsicht dazu berechtigt sind, diesen Umstand ganz aus der Acht lassen können, welcher allein schon hinreicht, ihren Luftkreis zu verpesten.

Wir eilten über den Kai in die gegenüber liegende breite Straße, welche steil aufwärts führt. Hier war Alles rein und sauber. Die Straße hat ein gutes Pflaster und an beiden Seiten erhöhte Fußwege von Flurziegeln. Die Häuser sind mit Nummern bezeichnet, und an jedem zweiten oder dritten befindet sich zur nächtlichen Erleuchtung eine Lampe. Man erbaut sie durchgängig von Backsteinen, und zwar in dem neuern

englischen Geschmack. Denn obschon viele Einwohner von den Holländern, welche die Stadt zuerst anlegten und Neu-Amsterdam nannten, so wie von andern Nationen abstammen, so hat man doch seit langer Zeit die Sprache und mit ihr die Sitten der Engländer allgemein angenommen. Ueberdieß wird auch das ganze Aeußere der Häuser, d. h. ihre Mauern, Thüren, Fenster, auf englische Weise gehalten; sie haben alle das Ansehen, als hätte man sie am Tage zuvor angestrichen. Ich sah nur ein einziges altes Gebäude, das an die ersten Erbauer von New-York erinnert; doch soll es in andern Theilen der Stadt noch manche dergleichen holländische Ueberbleibsel geben. Die Dächer sind größtentheils mit Ziegeln, einige aber mit Schiefer gedeckt.

Obgleich meine Bekanntschaft mit New-York sich nur auf einen flüchtigen Durchmarsch durch eine einzige Straße beschränkte, so sah ich doch bei der Gelegenheit so viel, daß ich auf die gefällige Einrichtung im Innern der Häuser einen Schluß machen konnte. Dieß waren zwei oder drei Fleischläden. Die Oerter, wo Fleisch verkauft wird, pflegen in den meisten Ländern, selbst in denjenigen, wo man im Ganzen auf Reinlichkeit sieht, ein nicht sehr einladendes, oft sogar Ekel erregendes Ansehen zu haben; aber die Fleischläden in New-York gewähren, wie die in den großen Städten von England, einen eben so gefälligen Anblick, als in Deutschland die Conditoreien. In einem reinlichen, schön eingerichteten Zimmer, stehen große mit weißen

Tüchern bedeckte Tafeln. Auf diese wird das Fleisch in Schüsseln von Steingut oder Zinn gesetzt. Es ist in viereckige Stücke von jeder Größe, und zwar da, wo Knochen vorhanden sind, mit einer feinen Säge zerschnitten; überdieß ist es von allem Blute gereinigt, und hat überhaupt ein so sauberes Ansehen, als wenn es aus Wachs gemacht wäre. Hinter den Tafeln steht eine zierlich angeputzte Dame — des Fleischers Frau, — welche ihre Waare mit dem beßten Anstande verkauft, indem sie dieselbe beim Vorzeigen oder Wägen nie mit den Fingern berührt, sondern sich immer einer Gabel dazu bedient.

Die Lebhaftigkeit auf der Straße verrieth nichts weniger, als das Wüthen des gelben Fiebers; es war aber auch dieser Theil der Stadt völlig davon verschont geblieben. Alle Leute, die ich sah, trugen feine Kleider, und Niemand zeigte durch sein Aeußeres etwas von dem Elende, das man in den großen europäischen Städten so häufig gewahrt. Nothleidende Arme soll es hier gar nicht geben; denn der gemeinste Arbeiter verdient wöchentlich sechs bis neun Piaster, wovon er bei der Wohlfeilheit und starken Zufuhr der herrlichsten Lebensmittel höchstens vier zu seinem Unterhalte bedarf, obschon die hiesige Lebensart gewiß nicht spärlich ist. Freilich kann es nicht fehlen, daß neue Ankömmlinge einen eben so schweren Anfang, als anderwärts haben, und daß Glücksritter, welchen von goldnen Bergen

träumte, in ihren Erwartungen getäuscht und oft in die traurigste Lage versetzt werden.

Als wir das Ende der Straße erreichten, befanden wir uns auf einer Anhöhe, die einen Marktplatz bildet. Er ist nicht gepflastert, aber auf zwei Seiten mit italienischen Pappeln besetzt. Hier öffnet sich eine herrliche Aussicht auf die Inseln der Bai und auf die Ufer jenseit der Flüsse Ost und Nord, besonders auch auf das reizende Long-Island und den nördlichen gebirgigen Theil der New-York-Insel.

Der Kapitän Brand führte uns in das zunächst stehende Haus, wo sich ein Kleiderladen befand, der einen Vorrath von vielleicht mehr als tausend fertigen Kleidungstücken enthielt. Jeder von uns suchte sich ein Paar passende Anzüge aus und bekam sie um denselben Preis, wie in England, obschon das Zeug dazu von dorther bezogen war.

Hierauf begaben wir uns sogleich auf den Weg nach dem Schiffe, was mich im Stillen etwas mißvergnügt machte; denn meine jugendliche Neugierde, die Merkwürdigkeiten und Schönheiten New-Yorks zu sehen, war in diesem Augenblick so rege, daß ich das gelbe Fieber ganz vergaß und getrost die Stadt durchwandert hätte, wäre ich nicht zum Glück von dem Willen eines ältern, kaltblütigern und weisern Mannes, als ich war, abhängig gewesen.

Wir waren beim Eintritt in den Kleiderladen einem heraus kommenden Schwarme Matrosen begegnet, die

sich Kleider und Hüte nach der neuesten Mode gekauft hatten, um, wie sie sagten, einige Tage die Herren zu spielen. Auf dem Kai begegneten wir ihnen wieder. Sie hatten sich bereits in ihren neuen Staat geworfen, und bestiegen so eben, mit lautem Jubel und zum Theil mit Rumflaschen in der Hand, einige schöne Miethkutschen, um spazieren zu fahren.

Diese Maskerade — so möchte ich ihren Aufzug nennen, — gewährte mir nicht wenig Vergnügen; denn nichts ist drolliger, als ein Matrose in der Kleidung feiner Herrn. Die vielen Sonderbarkeiten seines Betragens, welche, so lange man ihn in der Schiffertracht sieht, nicht auffallen, treten alsdann in den grellsten Farben hervor, und kurz, er spielt eine Figur, die den Zweck zu haben scheint, die Stutzer lächerlich zu machen. Man denke sich ihn, wenn er in einem solchen Anzuge auf der Straße wie ein muthwilliger Knabe herum rennt und springt, seinen Bekannten mit einer Stentorstimme zuschreit, mit jedem Vorübergehenden scherzt, alle seine Worte mit Flüchen bekräftigt, oder, weil er gewohnt ist, Jedermann hülfreiche Hand zu leisten, gelegentlich den Arbeitern ihre Lasten aufheben und fortschaffen hilft; man denke sich ihn, wie er aus einem Wirthshause in das andere taumelt, wo er sich bis zum Uebermaße betrinkt, sich oft blutig schlägt, die Kleider vom Leibe reißt, und unter Tischen und Stühlen oder wohl gar auf der Straße herumwälzt, — und man wird gestehen, daß ein solches Betragen mit den

Sitten der verfeinerten Welt den lächerlichsten Abstich macht. Dergleichen Auftritte erregen jedoch in den amerikanischen Seestädten wenig Aufsehen; denn die dortigen Matrosen übertreffen in ihrem Hange zur Verschwendung und Ausschweifung selbst die englischen, und es ist nichts Seltenes, daß einer in drei oder vier Tagen einige hundert Dollars (Piaster) durchbringt.

Bayerische Staatsbibliothek München

11.

Reise mit dem Kapitän Brand nach seiner Heimath, die im nordöstlichen Theile von New=Yersey, der Grafschaft Bergen, liegt. Vorläufige Bemerkungen über diesen Landstrich — dessen ursprüngliche Bevölkerung — Zustand der gegenwärtigen Einwohner, die vorzüglich Ackerbau treiben — Beschaffenheit des Bodens — Bewirthschaftung desselben — Feldfrüchte und Gartengewächse — Viehzucht — Aufzählung verschiedener Bäume, Stauden, Sträucher, wilder Pflanzen und Blumen — Mineralien — wilde vierfüßige Thiere, Vögel, Fische, Amphibien, Insekten — Klima.

Der Kapitän Brand hatte, wegen dringender Geschäfte, noch einige Zeit länger, als wir, in der Stadt verweilt. Gegen zehn Uhr Morgens kam er auf das Schiff zurück, übergab dasselbe der Aufsicht eines Freundes, und lud uns hierauf ein, das Boot zu besteigen, um die beschlossene Reise anzutreten.

Wir fuhren über den Nordfluß nach den Ufern der Grafschaft Bergen in New=Yersey, und landeten bei dem Städtchen Powles=Hook, das der Stadt New=York gegenüber liegt. Es steht dort ein Haus, wo man sich versammelt, um auf einer Fähre nach New=York überzusetzen. Die Anzahl der übrigen Gebäude beträgt kaum

zwanzig, und ich muß hierbei erwähnen, daß man in Amerika einen Ort von ungefähr einem Dutzend beisammen stehender Häuser schon eine Stadt nennt. Die große Heerstraße von Philadelphia nach New-York und die vielen Nebenwege, welche aus dem Innern des Landes nach dieser Stadt führen, und in Powles-Hook zusammentreffen, verschaffen den wenigen dort wohnenden Familien gute Nahrung; es ist daher zu verwundern, daß dadurch nicht mehr Menschen veranlaßt werden, sich daselbst anzubauen.

Bevor ich jedoch in der Beschreibung meiner Reise fortfahre, will ich einige allgemeine Bemerkungen über New-Yersey, und besonders über die Grafschaft Bergen voran schicken.

Die Grafschaft Bergen soll, wie verschiedene Einwohner mich versicherten, ihren Namen von einigen Norwegern, welche sich unter den Erbauern der darin gelegenen Stadt gleiches Namens befanden, erhalten haben. Wahrscheinlicher ist es aber, daß sie von den Holländern, zum Andenken ihrer vaterländischen Stadt, Bergen op Zoom, so genannt wurde. Die Gränzen der Grafschaft hat man im Jahr 1709 festgesetzt. Im Osten scheidet sie der Hudsonfluß von der New-York-insel und der Grafschaft West-Chester, so wie südlich die New-Ark-Bai vom Staaten-Eilande. Im Westen trennen sie die Flüsse Passaick und Pequannock von den Grafschaften Essex und Morris, und die Grafschaft

Orange macht die nördliche Gränze. Der Flächeninhalt beträgt sechzehn geographische Quadratmeilen.

Dieser Landstrich war zur Zeit, als er den Europäern bekannt wurde, der Wohnsitz mehrer indianischer Stämme, worunter die Manhikans oder Mohegans, die Matowankans, Munsey's und andere genannt werden. Man weiß von ihnen nichts, außer daß sie weniger wild als die inländischen Indianer waren. Sie verkauften nach und nach ihre Ländereien an die Holländer, und zogen sich tiefer in das Land. Die wenigen unter den Europäern zurückgebliebenen starben in kurzem aus; die letzten von diesen, welche in der Gegend von Schralenburg lebten und einen ziemlichen Grad sittlicher Bildung angenommen hatten, starben zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die ersten europäischen Kolonisten waren Holländer, welche den Landstrich am Hudson, wo nicht zuerst entdeckten, doch wenigstens aus Handelsabsichten beschifften. Sie ließen sich eine geraume Zeit, nachdem sie die Stadt Neu-Amsterdam [New-York] angelegt hatten, auch auf New-Yersey oder, wie sie es nannten, Neu-Niederland nieder. Als aber der Staat New-Yersey unter die Herrschaft der Engländer kam, setzten sich auch viele von dieser Nation unter ihnen fest. Späterhin siedelten sich einzelne Deutsche in Bergen an; auch wendeten sich einige Nachkommen von der schwedischen Kolonie am Delaware, welche früher mit den Holländern um den Besitz von New-Yersey stritten, nach dieser Grafschaft.

Man sieht hieraus, daß die Einwohner sehr gemischt sind; und es würde unmöglich seyn, diese zusammengesetzte Volksmasse in einem einzigen Gemälde zu schildern. Die Holländer, Engländer, Deutschen, Schweden brachten ihre Sitten mit hierher, behielten viele bei, vertauschten aber auch manche mit denen ihrer Nachbarn. Die Anzahl der Holländer hat noch immer das Uebergewicht; am zahlreichsten findet man sie im südlichen Theile der Grafschaft. Da, wo viele Familien beisammen wohnen, behalten sie ihre Sprache und Sitten bei; dagegen diejenigen, welche zerstreut unter den Engländern leben, die englische Sprache und Lebensweise angenommen haben. Dieß ist auch der Fall mit den Deutschen und Schweden, weil ihre Wohnsitze immer weit von einander liegen. Ueberhaupt haben sich die letztern völlig unter den Engländern verloren; obschon die Deutschen in andern Gegenden von New-Yersey, z. B. in der Grafschaft Hunterdon, wo sehr viele zusammen leben, ihre Sprache, Sitten und Gebräuche zu erhalten suchen. Die Engländer, welche nächst den Holländern die stärkste Anzahl ausmachen, wohnen ebenfalls sehr zerstreut, ausgenommen im nördlichsten Theile der Grafschaft, welchen sie größten Theils im Besitze haben. Sie behielten die von ihren Vorfahren angeerbten Sitten. Die sämmtliche Volksmenge belief sich im Jahr 1806, mit Inbegriff von zweitausend zweihundert Negersclaven und dreihundert Freinegern und Mulatten, auf dreizehntausend Köpfe.

Der Staat New-Yersey hat keine günstige Lage, auswärtigen Handel zu treiben, weil er zwischen New-York und Philadelphia eingeschlossen ist, die den Handel schon längst an sich rissen und wahrscheinlich auf immer besitzen werden. Aus diesem Grunde haben sich wenig Städte, und große gar nicht bilden können. Es gibt daher unter den Einwohnern wenig Gelehrte, Kaufleute, Manufakturisten, Künstler, Seeleute. Die meisten bestehen aus Landwirthen; und der Landbau ist von jeher die Hauptbeschäftigung in New-Yersey gewesen. Dieß ist auch der Fall in der Grafschaft Bergen. Die hiesigen Einwohner sind fast lauter Gutsbesitzer, welche, da ihre Erzeugnisse in der nahen Stadt New-York guten Absatz finden, ein sorgenfreies und genußreiches Leben führen. Ueberdieß herrscht unter ihnen eine ziemlich gleich vertheilte Wohlhabenheit; denn es gibt fast nirgend Grundstücke von großem Umfange.

Die Wohnsitze dieser Landwirthe liegen daher selten weit von einander. Sie bestehen fast alle aus hölzernen, mit Bretern bekleideten und mit Schindeln gedeckten Häusern, die jedoch, weil man sie bequem einrichtet, ihnen öfters einen neuen bunten Anstrich gibt, und sie überhaupt in gutem Stand und reinlich hält, ein sehr gefälliges Ansehen haben. Doch findet man in der Nachbarschaft von New-York mehre Gebäude, welche, wie dort, von Backsteinen aufgeführt sind. Auf guten Hausrath wird durchgängig gehalten.

Die Grafschaft Bergen hat in ihren südlichsten

Gegenden viel niedriges Marschland, welches zum Theil von der Fluth überschwemmt wird. Aber schon bei Powles=Hook erhebt sich nach Norden hin der Boden, und wird zu einem Hochlande, welches eine angenehme Abwechselung von Hügeln und Thälern darbietet. Der Boden ist zwar überall etwas steinig, und auf den Hügeln mit Kalkfelsen vermischt, dennoch aber ziemlich fruchtbar und zum Getreidebau sehr geschickt.

Im Allgemeinen ist die Landwirthschaft freilich noch nicht zu der Höhe gebracht, welche sie erreichen kann, weil die Einwohner sich bisher zu wohl befunden haben, um an große Verbesserungen ihrer Felder zu denken. Man hat noch keine sonderliche Kenntniß von der gehörigen Abwechselung der Saaten, so daß die Felder von einerlei Kornart ganz ausgesogen werden. Der Erbau von Klee und andern künstlichen Futterkräutern für das Vieh wird nur noch wenig betrieben; vielmehr läßt man dasselbe das ganze Jahr hindurch auf den Wiesen, den brach liegenden Aeckern und, besonders im Winter, in den Wäldern weiden, weßhalb man auch in vielen Wirthschaften gar keine Ställe hat. Es wird daher von der Viehzucht, so bedeutend sie auch ist, kein Vortheil für den Ackerbau gezogen, und an das Düngen der Felder ist nur noch selten gedacht worden. Auch sind die Werkzeuge des Ackerbaues noch sehr unvollkommen und werden ganz auf die alte Art verfertigt. Auf diese Weise geht der Feldbau noch meistens seinen alten in Amerika üblichen Gang, indem man das aus=

gesogene Land auf viele Jahre aufgibt, und neues urbar macht. Dieß ist besonders bei den Holländern der Fall; denn so brav und erwerbsam sie auch sind, so hängen sie doch zu sehr an ihren alten Gewohnheiten. Es machen indeß mehre deutsche und englische Gutsbesitzer, die sich seit kurzem in der Grafschaft niedergelassen haben, eine rühmliche Ausnahme von den übrigen, indem sie die im Ackerbau gemachten Fortschritte ihres Vaterlandes mit dem beßten Erfolg anwenden; und ihr Verfahren hat bereits mannichfaltige Gelegenheit zur Nachahmung gegeben. Auch sind schon Viele den ökonomischen Gesellschaften, welche sich seit einigen Jahren in New-Yersey gebildet haben, beigetreten, ein Beweis, daß man anfängt, das Bedürfniß einer bessern Landwirthschaft zu fühlen. Ueberhaupt aber wird man in kurzem genöthigt sein, recht ernstlich auf Verbesserungen zu denken, weil die Landgüter, welche auf alle Kinder zu gleichen Theilen vererbt werden, immer mehr an Umfang verlieren.

Das Hauptprodukt des Landes besteht in Weizen, den es in großem Ueberflusse und von der beßten Beschaffenheit hervorbringt. Er wird über New-York häufig ausgeführt; dennoch steigt der Preis des Scheffels nie höher als bis zu einem Dollar, Roggen und Mais werden in Menge gebaut, aber nur zum eigenen Verbrauch. Letzter, welcher die einzige einheimische Getreideart ist, kommt in den unfruchtbarsten Gegenden, wo sonst kein Getreide wächst, vortrefflich fort, und

treibt daselbst einen Stängel von acht Fuß Höhe. Sowohl der Roggen als der Mais geben ein sehr gutes feines Brod, und machen, nebst dem Weizen, die gewöhnliche Nahrung der Einwohner aus, obschon die holländischen Kolonisten am meisten vom Roggen, die englischen hingegen vom Weizen Gebrauch machen. Der Mais wird, nächst dem Hafer, auch zur Fütterung der Pferde verwendet, und die Stängel des erstern sind für diese Thiere ein angenehmeres Futter, als Gras und Heu. Hafer baut man seit einiger Zeit in den gebirgigen Gegenden häufig, doch selten in größerer Menge, als sich in der Nähe absetzen läßt, weil er einen zu geringen Werth hat, um ihn weit zu verführen. Die Gerste gedeiht unter allen europäischen Getreidearten am beßten, und steht auch, weil sie in den Brauereien zu New-York starken Absatz findet, verhältnißmäßig in einem höhern Preise als der Weizen. Buchweizen wird allenthalben erzeugt. Die Holländer benutzen ihn zu mancherlei Backwerk; übrigens aber dient er hauptsächlich zum Futter für die Schweine und das Federvieh. Hülsenfrüchte im Felde zu erbauen soll noch selten versucht worden sein. Um so mehr aber haben sich die Einwohner bemüht, den Anbau von Flachs und Hanf empor zu bringen; und sie sind darin so glücklich gewesen, daß sie nicht nur die Einfuhr dieser Artikel entbehren, sondern auch viel Samen davon ausführen können.

Die Felder sind, um das Vieh davon abzuhalten,

mit Zäunen umgeben. Diese bestehen aus Pfählen, die sich in einer gewissen Entfernung von einander befinden, und Löcher haben; durch welche Stangen gesteckt sind. Ihre Höhe beträgt meistens acht Fuß. Man nimmt gewöhnlich Eichen= oder Kastanienholz dazu, und sie dauern bei einer sorgfältigen Unterhaltung etwa dreißig Jahre.

Bei jedem Landgute liegt ein Obst= und Küchengarten von großem Umfange. Hier sieht man ganze Wäldchen von Aepfel= und Pfirschbäumen. Der Ueberfluß an Aepfeln — wovon man besonders zwei Arten schätzt, den New=Ark=Pippin und den grünen Jersey, — wird zur Verfertigung von Cider verwendet, weßhalb jede Wirthschaft ihre eigene Presse besitzt. Der hiesige Obstwein, welcher in großer Menge gewonnen wird, hat den Ruf, der beßte in ganz Amerika zu sein, obschon er dem in Frankreich bereiteten an Güte nachsteht. Die Pfirschbäume zieht man aus Kernen, ohne sie zu pfropfen oder zu beschneiden; sie wachsen sehr hochstämmig und tragen schon im vierten Jahre. Es gibt verschiedene Sorten von Pfirschen, frühe und späte, ovale und runde, mit weißen, rothen und gelbem Fleische, das vom Kern sich lösen und nicht lösen läßt. Alle sind indessen größer, als unsere Weinpfirschen; auch haben sie mehr Saft und einen noch lieblichern Geschmack als diese. Obschon die Pfirschbäume in harten Wintern sehr viel durch die Kälte leiden, so werden im Ganzen doch immer so viel Früchte davon gewonnen, daß man

nicht nur viel Branntwein daraus abzieht, sondern auch die Schweine damit zu mästen pflegt. Die Aepfel- und Pfirschbäume werden zuweilen um die Felder gesetzt, was den Reisenden, da ihnen der Genuß von den Früchten derselben frei steht, sehr zu Statten kommt. Schöne Kirschen, Birnen, Aprikosen, Mispeln, Wallnüsse und Kastanien zieht man häufig; gute Pflaumen aber gehören zu den Seltenheiten. Seit einiger Zeit sind hin und wieder auch Maulbeerbäume, und zwar mit gutem Erfolg, angepflanzt worden. Weniger glücklich sind die Versuche gewesen, Wein zu erbauen; denn das Klima, besonders die schnelle Abwechselung von Hitze und Kälte, ist dem Gedeihen dieses Gewächses sehr ungünstig. Man hat daher alle Hoffnung zu großen Weinpflanzungen aufgegeben und sich begnügt, mehr zum Vergnügen als des Gewinnes wegen, einzelne Stöcke an Geländern zu ziehen.

An Küchengewächsen aller Art ist die Grafschaft Bergen so reich, als irgend eine Gegend in Europa; und ob sie schon meistens aus Holland und England abstammen, so erreichen sie doch eine weit größere Vollkommenheit, als in diesen Ländern. Ganz vorzüglich gedeihen alle Arten Melonen; Wassermelonen erzeugt man auch auf den Feldern, wo sie, wie in Italien, den dürstenden Arbeitern zur Erquickung dienen. Kartoffeln, welche hier von der beßten Beschaffenheit sind, werden sowohl in Gärten als auf Aeckern gebaut. Dieß ist auch der Fall mit verschiedenen Arten von Kürbis-

sen, und unter andern auch mit Flaschenkürbissen; letztere dienen jedoch nur zu Geschirren. Erbsen erbaut man sehr wenig, weil dieser Frucht gewisse amerikanische Insekten sehr schädlich sind.

Die Viehzucht wird, wie ich schon erwähnt habe, sehr stark getrieben. Die aus Holland abstammenden Einwohner ziehen sehr schöne Rinder, indem sie die Wiesen in den Thälern sehr gut zu bewässern und einen üppigen Graswuchs hervorzubringen wissen. Ueberdem halten sie ihr Vieh (wie auch die dort ansässigen Deutschen zu thun pflegen,) den Winter über in Ställen, und warten es sorgfältig ab. Dieß geschieht jedoch, ohne dabei an die Vermehrung und Benutzung des Mistes zu denken. Weniger Sorgfalt wenden die englischen und schwedischen Kolonisten auf die Zucht ihres Rindviehes, indem sie gar keine Ställe für dasselbe haben, sondern es, im Winter wie im Sommer, unter freiem Himmel herumlaufen lassen. Es ist daher zwar zahlreich, aber von sehr dürftiger Beschaffenheit; doch schickt man dasjenige, was zum Schlachten verkauft werden soll, nach Pensylvanien, um es auf den fetten Weiden dieses Landes zu mästen. Demnach ist die Rindviehzucht ein sehr einträglicher Nahrungszweig, und man setzt in New-York eine große Menge Mastvieh ab, welches daselbst theils geschlachtet und frisch verbraucht, theils eingesalzen, oder auch lebendig nach den Antillen verführt wird. Die Holländereien liefern vortreffliche Butter und ziemlich gute Käse,

wiewohl die letztern denjenigen nicht gleich kommen, welche in den Staaten New-York und New-England gemacht werden. Von Pferden hält man zwei Arten. Die eine, welche sich in ganz Nordamerika findet, ist klein, aber sehr muthig und ausdauernd; man bedient sich derselben allgemein zum Fahren und, nebst den Ochsen, zum Pflügen. Die andere Art, wovon man Reitpferde zieht, gehört zum Geschlechte der großen englischen, deren vaterländische gute Eigenschaften dadurch erhalten werden, daß man von Zeit zu Zeit Hengste zur Fortzucht aus England kommen läßt. Beide Arten Pferde machen einen wichtigen Gegenstand der Ausfuhr aus. Die Schafzucht ist sehr beträchtlich, doch bedarf sie noch mancher Verbesserung. Die Schweine gedeihen, wie im übrigen New-Yersey, vortrefflich, ob sie schon, gleich den übrigen zahmen Thieren, oft im strengsten Winter unter freiem Himmel gehalten werden. Die Schinken versendet man häufig nach den Antillen und allen Theilen von Amerika, wo sie, wie alle diejenigen, welche von New-Yersey kommen, unter dem Namen „Burlingtoner" berühmt sind. Ziegen werden fast nirgends gehalten. Die Federvieh- und Bienenzucht ist sehr ansehnlich.

Man pflegt zu sagen, daß die Küstenländer der vereinigten Staaten schon fast gänzlich von Holzung entblößt sind. Allein diese Behauptung kann entweder nur aus dem Munde eines Amerikaners kommen, wel-

cher gewohnt ist, zwischen Wäldern zu wohnen, oder sie kann von Europäern nur in so fern aufgestellt werden, als sie das angebautere Küstenland mit den fortlaufenden Waldungen im Innern vergleichen. Der Europäer, dessen Auge an große Flächen von Aeckern, Wiesen und Auen gewöhnt ist, wird beim ersten Eintritt in die nordamerikanischen Freistaaten, selbst die Küstenländer, wo die Wälder am meisten abgenommen haben, gewiß für sehr holzreich halten. Denn noch immer wechseln Städte, Dörfer, Meierhöfe und angebautes Land mit Waldungen von beträchtlichem Umfange ab. Dieß findet man auch in der Grafschaft Bergen. Das Ufer des Hudson ist ein ununterbrochener Wald, an dessen innerer Seite die Straße nach Orange-Town sich hinzieht. Auf der andern Seite der Straße sieht man ebenfalls ansehnliche Holzungen, und hier erscheint das Land, wenn man sich auf einer Anhöhe befindet, wie ein Damenbret, dessen schwarze und weiße Würfel mit einander abwechseln. Zwar wurden die an den Küsten gelegenen Wälder Amerika's, nach den ersten Niederlassungen der Europäer, entsetzlich verwüstet; denn man hieb und brannte, um Ackerland zu gewinnen, das Holz allenthalben nieder, so wie dieß noch gegenwärtig in den mittlern und westlichen Staaten geschieht. Aber bei der zunehmenden Bevölkerung sah man bald die Verderblichkeit dieses Verfahrens ein, und suchte es durch Gesetze zu verhindern. Gegenwärtig ist man in der Grafschaft Bergen, so wie in ganz New-

Yersey, sorgfältig bemüht, die noch vorhandene Waldung zu erhalten. Ja, man hat schon seit langer Zeit angefangen, in Gegenden, wo Mangel an Holz eingerissen war, dergleichen von neuem anzupflanzen. Bei aller dieser Vorsicht behauptet sich aber doch noch hin und wieder die schädliche Gewohnheit, das Unterholz (dünnes Reißholz) in den Wäldern abzubrennen, um dadurch dem Viehe Zugang zu seinem Futter zu verschaffen.

Die Holzarten sind in New-Yersey dieselben, wie in den übrigen nordamerikanischen Staaten, und außerordentlich mannichfaltig. Weit entfernt, ein vollständiges Verzeichniß von den Waldbäumen der Grafschaft Bergen liefern zu wollen, führe ich nur diejenigen Gattungen an, welche mir während meines kurzen Aufenthalts in derselben vorgekommen sind. Dahin gehören Eichen, Ulmen, Tannen, Fichten, Eschen, Buchen, Espen, virginische Pappeln, Acacien, wilde Aepfel-, Pflaumen-, Kastanien- und Wallnußbäume, Tulpen-, Sassafraß-, Storax- und Sumachbäume; ferner sah ich viele schöne Zedern und Zypressen, wovon die erstern an den felsigen Ufern des Hudson, und die letztern in den südlichern sumpfigen Gegenden wachsen. Hierbei ist zu bemerken, daß die Grafschaft Bergen, so wie das ganze nördliche New-Yersey, ungleich mehr Laub- als Nadelholz hervorbringt, obschon im südlichen sandigen Theile dieses Staats der umgekehrte Fall Statt finden

soll. Auch muß ich hinzu fügen, daß die angegebenen Baumgattungen wieder in viele besondere Arten zerfallen, und daß allein die der Wallnußbäume den Naturforscher eine geraume Zeit beschäftigen würden, um ihre Unterscheidungzeichen genau anzugeben.

An Stauden und Sträuchern ist vor Zeiten ebenfalls eine große Mannichfaltigkeit vorhanden gewesen; aber die schädliche Gewohnheit, das Unterholz abzubrennen, hat sie schon ziemlich vermindert. Doch wurden das nordamerikanische Lederholz, der Wachsstrauch, die Himbeer-, Brombeer- und Johannisbeersträucher, so wie die wilden Weinreben verschont. Sehr häufig findet man auch Heidel-, Moos- und Erdbeeren.

Von dem großen Reichthum an Pflanzen bemerke ich besonders die Lungen- und die Rennthierflechte, den wilden Hafer, Spargel, Kerbel, Fenchel und Anis, die wilde Münze, Melisse, Raute, Salbei und eine Art von Senf, so wie die fast über den ganzen Erdboden verbreitete Schafgarbe. Der Ginseng, die syrische Seidenpflanze und das parisische Hexenkraut, welches eine schöne gelbe Farbe gibt, sind ebenfalls sehr gemein. Der virginische Ehrenpreis, dessen man sich in America als eines abführenden Mittels bedient, wird oft gefunden. Unter den giftigen Pflanzen ist mir der Schierling und die schwarzrothe oder giftige Angelike vorgekommen. Die Klapperschlangenwurzel und die Collinsonia sah ich sehr häufig; letztere wird gegen mancher-

lei Krankheiten, besonders aber gegen den Biß der Klapperschlange mit gutem Erfolg angewandt. Eben so werden verschiedene Arten des Habichtkrautes, welche man gegen den Biß giftiger Schlangen empfiehlt, überall angetroffen. Es gibt auch noch viele andere Gewächse, wovon die Einwohner gegen den Biß giftiger Thiere Gebrauch zu machen, und auch sonst, in wirthschaftlicher und arzneilicher Hinsicht, Nutzen zu ziehen wissen.

Von wilden Blumen findet man fast alle in Europa vorkommende Arten. Die Kamille, die Schneerose, Sternblume, Goldruthe und Sonnenblume sind sehr gemein. Kornblumen und Klapperrosen, die steten Gefährten der europäischen Getreidearten, haben sich auch schon sehr vermehrt.

An nützlichen Mineralien bringt die Grafschaft Bergen Mühl-, Schleif- und Kalksteine, so wie Schiefer und Steinkohlen hervor, welche letztere jedoch bis jetzt nur wenig benutzt worden sind. Auch findet man verschiedene Thonarten, woraus rothe und weiße Töpferwaare gemacht wird. Der vorzüglichste Reichthum des Landes besteht in Eisen und Kupfer; besonders ist das erstere in so großem Ueberflusse da, daß die Feldarbeiter oft große Klumpen auf der Oberfläche gefunden haben. Man hat daher schon seit langer Zeit Eisen- und Kupfergruben angelegt; aber sie lieferten bisher selten eine reiche Ausbeute, weil sie fast immer bloß von Landwirthen als ein Nebengeschäft betrieben wurden.

Die wilden vierfüßigen Thiere sind außerordentlich vermindert worden, und zum Theil gänzlich verschwunden. Hierher gehören die Bisons, die Elenthiere und die Biber. Erstere werden sogar in den sämmtlichen vereinigten Staaten nicht mehr angetroffen, indem sie sich über den Missisippi zurückgezogen haben. Auch findet man äußerst selten noch einen nordamerikanischen Tiger oder so genannten Panther, einen Bären, oder Wolf; denn es sind vom Staate große Belohnungen auf die Vertilgung dieser Raubthiere gesetzt worden. Die wenigen, welche sich noch sehen lassen, kommen aus den Gebirgen an der pensylvanischen Gränze, oder aus dem Norden. Die Schinken und Rücken der Bären werden als ein Leckerbissen genossen. Luchse, weiße Dachse, rothe und graue Füchse gibt es auch nur wenige. Die Hirsche und Damhirsche werden immer seltener; um so öfter sah ich Kaninchen und amerikanische Hasen. Waschbären, Wiesel, Marder, schwarze, graue und fliegende Eichhörnchen zeigen sich häufig. Auch findet sich das Stinkthier, das Beutelthier und eine Art Fischotter, welche man Mink nennt, doch ziemlich selten. Amerikanische Ratten und Mäuse sind in lästiger Menge vorhanden; auch haben die europäischen sich sehr vermehrt. Nicht minder groß ist die Menge der Maulwürfe und der Fledermäuse.

Das Heer der Vögel ist unglaublich zahlreich. Man hat nicht nur die meisten europäischen Arten, sondern

auch viele, die dem amerikanischen Boden ausschließlich angehören. Mein Zweck erlaubt mir nur einige anzuführen. Von Raubvögeln gibt es den Urubu, viele Arten von Adlern, Falken, Eulen, unter welchen letztern auch der große Schuhu und die virginische Ohreule sich befinden. Ferner sieht man große Schwärme von Raben und Krähen. Unter den Waldvögeln finden sich verschiedene Arten von Drosseln, Spechten, Dohlen und der amerikanische Kukuk, so wie der kleine Kolibri. Von dem Hühnergeschlechte gibt es wilde Truthühner, pensylvanische Fasanen, virginische Rebhühner u. s. w. Sehr groß ist die Menge der Wasservögel, wovon ich hier bloß den Pelikan, den Schwan und die Ringelgans nenne.

Die New=Ark=Bai, die Flüsse Hudson, Passaick und Pequannock, so wie die kleinen Nebenflüßchen und Bäche versorgen die Grafschaft reichlich mit Fluß= und Seefischen. Unter jenen findet man Hechte, Goldfische, Barschen, Aale, Forellen; unter diesen, welche besonders vom Hudson zur Zeit der Fluth zugeführt werden, Kabliauen, Schellfische, Flundern, Störe, Hausen und andere. Austern, Hummern und gemeine Krebse sind sehr häufig.

Von Amphibien hat man Schildkröten verschiedener Art, so wie Frösche, unter andern den Windbeutel und den Laubfrosch. Von Eidechsen gibt es die europäische und die blauschwänzige. Auch fehlt es nicht an

Klapper=, an Horn= und andern Schlangen, so eifrig man sie auch zu vertilgen sucht.

Die Insekten sind sehr zahlreich. Fliegen, Käfer, Wespen, Bienen und Schmetterlinge schwärmen in Menge. Die so genannte hessische Fliege, welche, wie man fälschlich behauptet, während der amerikanischen Revolution von den hessischen Truppen mitgebracht worden ist, richtet zuweilen in den Weizenfeldern große Verheerungen an. Eben so verwüstet eine gewisse Gattung Fliegen die Erbsenfelder; man nennt sie daher die Erbsenfliege. Auch zeigen sich zuweilen Heuschrecken, welche den Saaten großen Nachtheil bringen; dieß soll alle sieben Jahre der Fall sein. Ameisen, nebst ihrem Feinde, dem Ameisenlöwen, findet man häufig. Moskiten, Flohmücken, Milben, Wanzen, Kakerlaken sind eine wahre Plage des Landes.

Die Luft ist im Ganzen heiter, trocken und milde. Die Winter haben gewöhnlich einen kurzen Bestand, und die Kälte wird nie so heftig, daß die Viehheerden in den Wäldern nicht ausdauern könnten, obschon der Schnee zuweilen sechs bis sieben Zoll hoch liegt. Die Sommer sind sehr lang, und es ist nichts Seltenes, daß man vom April bis zum November die schönsten Sommertage hat, wo weder lange Dürre noch anhaltende Nässe herrscht. Dennoch hören die Nachtfröste erst im Juli auf, und fangen schon im Oktober wieder an. Nächtlicher Reif ist selbst mitten im Sommer nicht selten.

Auch ist das Wetter einer großen Veränderlichkeit unterworfen, daß es oft an einem Tage nach und nach die Eigenschaften aller vier Jahreszeiten hat. Die Grafschaft Bergen erfreut sich indessen in Rücksicht des Klima's mancher Vorzüge, nicht nur vor andern Gegenden in New-Yersey, sondern auch vor vielen andern nordamerikanischen Staaten; und die Menschen genießen, im Ganzen, eine dauerhafte Gesundheit und erreichen ein hohes Alter.

12.

Fortsetzung der Reise — Beschaffenheit der Landstraßen — gutes Mittagmahl in einem Gasthause — die in den amerikanischen Gasthäusern übliche Bewirthung überhaupt. Ankunft bei der liebenswürdigen Familie des Herrn Brand — Bemerkungen über die feierliche Stille während des Sonntags in Nordamerika. Schilderung einiger Familien, den Wohlstand, die körperliche Beschaffenheit, Gemüthsart, geistige Bildung, Kleidung, Kost u. s. w. betreffend. Zustand der Negersklaven. Verhältnisse der freien Dienstleute — ihr Streben nach Unabhängigkeit.

Bald nach unserer Ankunft in Powles-Hook stießen wir auf einen Rollwagen, welcher nach Orange-Town (im Staate New-York) abgehen sollte. Da wir denselben Weg zu machen hatten, so bedung der Kapitän Brand Plätze für uns, um bis nach Berry-Hill, einem kleinen Dorfe, welches sechzehn amerikanische Meilen von Powles-Hook entfernt ist, mitzufahren. Das Fuhrlohn für die Person betrug einen Dollar.

Der Wagen ging sogleich ab, als der Fuhrmann acht Passagiere beisammen hatte, obschon die Sitze für zwölf Personen eingerichtet waren. Er fuhr äußerst schnell, denn er wurde von sechs kleinen sehr muthigen Pferden gezogen. Auch kam der gute Weg sehr zu

Statten, denn die Straße nach Orange-Town befindet sich, wie alle Straßen, die man in der Grafschaft angelegt hat, in vortrefflichem Stande. Sie führt zwar bei Powles-Hook über einige morastige Stellen, ist aber auch hier sehr fahrbar, weil man von Zederstämmen, einer der Nässe außerordentlich widerstehenden Holzart, Grundlagen gemacht und über dieselben Sand und kleine Steine geschüttet hat.

Ungeachtet der guten Beschaffenheit des Weges und des Fuhrwerks wurde unsere Fahrt doch dadurch sehr verzögert, daß die amerikanischen Reisenden fast bei jedem Wirthshause halten ließen, um einige Gläser Grog zu trinken. Dieses Getränk, welches in den vereinigten Staaten allgemein genossen wird, besteht aus Wasser und Rum, oder verschiedenen Sorten Branntwein, z. B. Franz-, Wachholder-, Korn-, Pfirschbranntwein u. s. w. Die Mischung wird jedesmal dem Geschmack des Liebhabers überlassen. Da in hiesiger Gegend auch sehr gutes Bier und vortrefflicher Cider zu haben sind, so hielten wir uns an diese Getränke.

Sechs Meilen von Powles-Hook stiegen wir, um Mittag zu machen, in einem Gasthofe ab, welcher das Schild „zum General Washington" führte. Er war sehr gut eingerichtet, und man bewirthete uns mit blau gesottenem Hecht, mit Schinken und Rinderbraten, wozu Senf und in Butter schwimmende Erdäpfel gegeben wurden. Zum Getränk reichte man Jedem ein Pint (Nößel) Rum nebst Wasser; doch konnte dieses

Getränk gegen andere, wovon sich ein langes Verzeichniß auf einer an der Wand befestigten Tafel befand, nach Gefallen vertauscht werden. Es gab nicht nur eine sehr große Mannichfaltigkeit an Branntwein, sondern auch mancherlei Sorten Cider, so wie Porter und Doppelbier, und von Weinen war Sekt, Porto und Madeira zu haben.

Für unser Essen ließ sich der Wirth — welcher von irländischer Abkunft war, — von jeder Person einen Dollar bezahlen; wegen der Getränke, die wir außer dem dargereichten Rum genossen hatten, hielt man noch besondere Abrechnung, so daß die Ausgabe eines Jeden ungefähr anderthalb Dollars ausmachte.

Da mir diese Ausgabe, besonders das Essen, verglichen mit der Wohlfeilheit aller Lebensmittel, (denn das Pfund Rindfleisch kostete nur drei Pence und die Fische hatten einen sehr geringen Werth,) etwas übertrieben schien, so theilte ich, nachdem wir den Wagen wieder bestiegen hatten, meine Gedanken hierüber einem der amerikanischen Reisenden mit. Dieser Mann, ein wohlhabender Bürger von Orange-Town, erwiederte, daß er im Gegentheil über die Billigkeit des Wirthes verwundert sei; denn obschon die Lebensmittel in Amerika in einem niedrigen Preise ständen, so würden sie doch, weil man für jede Arbeit auf große Belohnung Anspruch mache, durch die Zubereitung dreimal so theuer. Es sei übrigens fast durch ganz Amerika eingeführt, im Wirthshause ein Mittagmahl mit einem Dollar zu be-

zahlen, möchte es auch, was in den innern Gegenden öfters der Fall wäre, noch so gering gewesen sein. Von ihm erfuhr ich auch, daß man in den Wirthshäusern größten Theils mit der Familie zu essen pflegt. Man erhält des Mittags ein oder zwei Fleischgerichte, gewöhnlich Pökelfleisch, Schinken oder Federvieh mit gebratenen Kartoffeln, und zum Getränk Rum oder Branntwein mit Wasser. Das Frühstück besteht meistens aus schlechtem Thee oder Kaffee, nebst einigen Schnittchen Schinken, worauf bisweilen noch einige weich gesottene Eier folgen. Ungefähr von derselben Art ist auch das Abendessen. Jede dieser Mahlzeiten kostet einen halben Dollar. Das Nachtlager, wofür ebenfalls ein halber Dollar bezahlt wird, ist gewöhnlich sehr schlecht; denn man vermißt nicht selten reine Betttücher, und wird überdieß von Wanzen und Flöhen gepeinigt. „Doch wir Amerikaner" setzte unser Reisegefährte offenherzig hinzu, „sind nicht so zärtlich gewöhnt, daß wir uns auf der Reise nicht über diese Unannehmlichkeit hinwegsetzen sollten, und es ist für einen Gastwirth hinreichend, sein Haus in Ruf zu bringen, wenn er auf gute und mannichfaltige Getränke hält."

Abends um sieben Uhr erreichten wir das Dörfchen Berry-Hill, welches aus vier oder fünf Häusern besteht. Als der Wagen vor dem Gasthause hielt, ward er von einer Gesellschaft Reisender umringt, die auf ihn warteten. Zum Glück für sie war unsere Reise damit beendigt; wir mietheten einen Bauerwagen, der

uns auf einem Seitenwege nach dem Hause des Kapitäns Brand brachte, wo wir Abends nach acht Uhr eintrafen.

Eine niedliche Wohnung, eine freundliche Hausfrau, artig erzogene Kinder und dienstfertige Neger und Negerinnen vereinigten sich hier zu unserer Bewillkommung. Es gibt Menschen, mit welchen man bei der ersten Zusammenkunft bekannt und vertraut wird; und dieß war der Fall mit der liebenswürdigen Familie des Kapitän Brand. Kaum hatten wir eine Stunde bei ihr zugebracht, so waren wir von allen ihren Verhältnissen unterrichtet, hatten ihr ganzes Haus mit allen seinen Vorräthen gesehen, und wußten, welche Lebensweise wir daselbst führen würden. Eine solche Offenheit des Charakters findet man jedoch in Amerika nicht immer, indem die Gemüther sich mehr zu stillem Ernst und zur Verschlossenheit neigen.

Am andern Morgen weckte mich die aufgehende Sonne, die heiter in unser Zimmer schien. Ich öffnete das Fenster und übersah die Landschaft, welche die einbrechende Nacht bei unserer Ankunft verhüllt hatte. Oft fühlt sich der Reisende von der Gegend eines fremden Landes vielleicht nur darum angezogen, weil sie Aehnlichkeit mit einer andern in seinem fernen Vaterlande hat. So ging's auch mir in diesem Augenblick, wo ich im Osten einen nahen mit Wald bewachsenen Berg, rund um das Wohnhaus von Zäunen eingeschlossene Gärten und Wirthschaftgebäude, und im west=

lichen Theile des weiten Thales sandige mit lebhaftem Grün untermischte Hügel erblickte. Ich glaubte mich in jene einsame, aber romantische Gegend versetzt, wo ich einen großen Theil meiner frühern Jugendjahre verlebt, und wo ich an manchem schönen Sommermorgen die wieder erwachende Natur betrachtet hatte. Dieß rief tausend angenehme Erinnerungen in meine Seele zurück, und stellte meinen Augen alles, was sie sahen, in doppelt schönen Farben und Gestalten dar.

Ich stand, halb angekleidet, noch ganz im Taumel süßer Täuschung, als Brand erschien, um uns zum Frühstück zu rufen. Es war Sonntag. Man hatte schon das ganze Haus aufgeputzt, und die sämmtliche Familie erschien in äußerst reinlicher Kleidung.

Sobald das Frühstück eingenommen war, schickte ich mich zu einer Wanderung in die umliegende Gegend an, wurde jedoch wohlmeinend bedeutet, daß man in den vereinigten Staaten den Sabbath sehr heilig halten müsse. Es ist nämlich an diesem Tage nicht nur Arbeit, Handel, Spiel, Tanz und Musik verboten, sondern man darf auch weder reisen noch spazieren gehen, und muß sich, wenn man nicht die Kirche besucht, ruhig zu Hause verhalten. Fluchen, Schwören und alles unsittliche Betragen wird mit schweren Strafen belegt. Diese alte, englische Verordnung war, wie alle übrigen englischen Gesetze, während der amerikanischen Revolution sehr in Vergessenheit gekommen, trat aber bald

nachher wieder in volle Kraft, und wird gegenwärtig noch weit strenger als in England beobachtet.

Der größte Theil des Tages verstrich daher unter Essen und Trinken, und unter Erzählungen von seemännischen Abenteuern auf der einen und von häuslichen Vorfällen auf der andern Seite. Erst späterhin Nachmittags begaben wir uns sämmtlich in die Gärten, welche an den herrlichsten Fruchtbäumen und Küchengewächsen einen großen Ueberfluß hatten. Unter andern sah ich hier eine ziemliche Anzahl Weinstöcke, welche der Kapitän Brand vor einiger Zeit aus dem nördlichen Frankreich mitgebracht hatte. Sie schienen recht gut zu gedeihen, und hatten schon fast reife Früchte. Dessen ungeachtet zweifelte man allgemein, daß ein Versuch, diese Weinstöcke im Großen anzupflanzen, gelingen möchte.

Gegen Abend wurden wir von Herrn Brand veranlaßt, einen Besuch bei einigen seiner nächsten Nachbarn mit ihm abzustatten. Auch die beiden folgenden Tage brachten wir mit dergleichen Besuchen hin, so daß wir nach und nach sieben bis acht verschiedene Familien kennen lernten, die in einem Umkreise von ungefähr zwei deutschen Meilen um Brands Besitzung wohnten.

Die meisten dieser Familien stammten von Britten ab, doch war auch eine von holländischer und eine andere von deutscher Abkunft darunter. Sie standen auf einer gleichen Stufe des Wohlstandes; auch glichen

sie sich völlig in ihren Sitten und Gebräuchen. Die deutsche war sehr zahlreich, indem sie nicht weniger als drei oder vier Töchter und sechs Söhne zählte, wovon der jüngste ein Alter von sechzehn Jahren hatte. Dennoch befand sie sich in eben so glücklichen Umständen, als irgend eine der übrigen, ob sie schon keine größern Ländereien besaß, und gewiß nicht schlechter lebte. Aber die sämmtlichen Söhne und Töchter waren auch sehr thätige und fleißige Arbeiter; ein Lob, welches überhaupt die in Amerika ansässigen Deutschen in reichlichem Maße sich erworben haben. Diese Familie brachte daher ihre Wirthschaft nicht nur in einen blühenden Zustand, sondern brauchte auch weit weniger Dienstleute, als ihre Nachbarn; und dieß ist in den vereinigten Staaten, wo das Gesinde die übertriebensten Ansprüche auf Lohn und Verpflegung macht, ein Umstand, der großen Vortheil gewährt. Ueberhaupt hat man bemerkt, daß in jenen Ländern, seitdem die Zahl der Negersklaven so sehr abgenommen hat, die starken Pflanzerfamilien vor den schwächern ungemein viel voraus haben; und hierin scheint ein Hauptgrund zu liegen, warum die Bevölkerung so schnelle Fortschritte macht.

Ich fand unter jenen Familien, so wie überhaupt unter den Bewohnern von New-Yersey, Personen von sehr schönem Ansehen. Das weibliche Geschlecht hat durchgehends einen schlanken Wuchs, rosige Wangen, lebhafte Augen und überhaupt eine sehr einnehmende

Gesichtsbildung. Dazu kommt noch ein ungezwungener Anstand und eine gefällige Munterkeit. Die meisten Männer sind wohlgewachsen, nervig und von ansehnlicher Länge. Auf ihrem Gesicht ist ein heller Verstand und gutmüthiger Ernst ausgedrückt.

Ich hatte die natürliche Güte und die Gastfreiheit der Einwohner von New-Yersey rühmen gehört, und meine Bekannten gaben mir in der That mannichfaltige Beweise, daß sie diesen Ruhm verdienen. Von der großen Neugierde, die den amerikanischen Landleuten im Allgemeinen zugeschrieben wird, habe ich nichts bemerkt, außer daß sie eine gewisse Liebe zu politischen Neuigkeiten hegen, eine Menge Zeitungen lesen und daher von den Ereignissen in allen Ländern der Welt zu sprechen wissen. Auch wurde ich nichts von dem unstäten und unzufriedenen Sinn gewahr, der andern amerikanischen Pflanzern eigen ist und macht, daß sie unaufhörlich aus einer Gegend in die andere ziehen, um einen fruchtbarern Boden und angenehmern Landstrich zu finden. Vielmehr zeigten jene Familien eine große Anhänglichkeit an das Landeigenthum, das sie von ihren aus Europa eingewanderten Vorältern geerbt haben; auch hielten sie das von ihnen bewohnte Land für das Beßte in und außerhalb Amerika. Mit dieser Vaterlandsliebe ist ein gewisser Nationalstolz verbunden, welcher verursacht, daß gegen Fremde, so gastfrei man sie auch aufnimmt, eine gewisse Kälte und Zurückhaltung Statt findet. Die Sittlichkeit ist noch

ziemlich unverdorben. Von Diebstählen weiß man beinahe gar nichts; daher auch so wenig gegenseitiges Mißtrauen herrscht, daß die Häuser und Gehöfte fast nie verschlossen werden.

Obschon die Regierung von New-Yersey zur Zeit, wo ich mich daselbst befand, nur noch wenig für den öffentlichen Schulunterricht gethan hatte, so waren doch diejenigen Hausväter, welche ich kennen lernte, sorgfältig darauf bedacht, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Immer sechs oder sieben der nächsten Nachbarn unterhielten gemeinschaftlich einen Schullehrer. Dieß soll jedoch nicht in allen Gegenden des Staats und noch weniger unter den ärmern Leuten der Fall sein, weßhalb die Aufklärung nicht überall gleiche Fortschritte macht.

In der Kleidung, so wie im Hausrath, bemerkte ich einen ziemlichen Aufwand. Man kleidet sich nach den in New-York herrschenden Moden, so daß ich, da diese Stadt ihre Modewaaren von London bezieht, ganz dieselbe Tracht wieder fand, die ungefähr ein Jahr früher in den großen Städten Europa's an der Tagesordnung gewesen war. Die Weiber erscheinen außer dem Hause stets gut gekleidet, und auch in demselben sieht man sie immer in anständigen Anzügen, wiewohl sie sich der Wirthschaft sehr ernstlich annehmen.

Die Lebensweise im Essen und Trinken hat — was in den meisten nordamerikanischen Staaten der Fall ist, — große Aehnlichkeit mit der englischen. Zum

Frühstück gibt es Thee, Chocolade oder Kaffee mit geröſteten Butterſchnitten, weich geſottenen Eiern, Schinken, Bratenſchnittchen u. ſ. w. Gegen zehn Uhr genießt man, als Vorbereitung zum Mittageſſen, Sardellen, Häringe, Pökelfleiſch, Liqueurs, Madeirawein und Doppelbier. Das Mittageſſen beſteht aus ſtarken Fleiſchbrühſuppen, aus Fiſch mit Senf und Eſſig oder zerlaſſener Butter, aus gebratenem oder geröſtetem Fleiſche mit brauner Butter, wozu gewöhnlich geröſtete, in Speck oder Butter ſchwimmende Kartoffeln oder Rüben gegeſſen werden, ſeltener grüne Gemüſe, die man in Waſſer kocht und dann trocken auf den Tiſch ſetzt, wo ſie Jeder auf ſeinem Teller mit künſtlichen Brühen und mit Gewürze nach Belieben zurichtet. Auf dieſe Speiſen folgen fette Klöße, Puddings, oder Paſteten, und den Beſchluß machen Butter, Käſe, Obſt und Backwerk. Gleich nach dem Eſſen trinkt man Thee, welcher ſo ſtark iſt, daß er die Farbe des Bieres hat und ganz bitter ſchmeckt. Zum Abendeſſen werden bisweilen Auſtern und eingeſalzene Speiſen aufgetragen. Dabei trinkt man wieder Liqueur und Madeira, womit auch nach dem Eſſen und bis zum Schlafengehen fortgefahren wird, indem die Männer Cigarren dazu rauchen, wovon alle Amerikaner leidenſchaftliche Liebhaber ſind. Doch iſt mir kein Beiſpiel von unmäßigem Trinken vorgekommen, und überhaupt ſoll man in der Grafſchaft Bergen dieſem Fehler nicht ſo ergeben ſein, als in den übrigen, beſonders den marſchigen Gegenden

von New=Yersey, hauptsächlich aber in den mittlern und westlichen Staaten.

Dieser eben beschriebenen Lebensart wird gewöhnlich, besonders von den Franzosen, der Vorwurf gemacht, daß sie die Hauptursache der in Amerika herrschenden Fieber sei; dagegen behauptet man daselbst, daß gerade diejenigen, welche unbesorgt um die Folgen ihrer Lebensart essen und trinken, von jenen Krankheiten am wenigsten befallen werden. Ich lasse es dahingestellt sein, ob diese oder jene Behauptung der Wahrheit am nächsten komme. Indessen habe ich, während meines Aufenthaltes in den Antillen, öfters Gelegenheit zu bemerken gehabt, daß die dort einheimischen Fieber (welche denen in den vereinigten Staaten sehr ähnlich sind,) fast immer diejenigen europäischen Seeleute verschonten, welche häufig Rum genossen, während andere, die aus Furcht zu erkranken eine strenge Diät befolgten, davon ergriffen wurden.

Nirgend sah ich die dienende Volksklasse in glücklichern Verhältnissen, als in New=Yersey. Die Negersklaven arbeiten nur zehn Stunden täglich, ausgenommen in der Aernte, wo sie längere Zeit zur Thätigkeit angehalten werden. Man versieht sie mit guten Kleidern, und gibt ihnen eine ungleich bessere Kost, als in Deutschland die des Gesindes auf dem Lande zu sein pflegt. Die freien Dienstleute erhalten nach Verhältniß ihrer Fähigkeiten sechs bis zwölf Dollars monatlich, und genießen eine Verpflegung, die der Lebensart ihrer

Herrschaft wenig nachsteht. Dessen ungeachtet halten sie selten bei ihren Herrn lange Zeit aus, sondern suchen sich sobald als möglich unabhängig zu machen, und eine eigne Wirthschaft anzufangen. Kaum haben sie ein kleines Vermögen erworben, so kaufen sie, gewöhnlich in den westlichen Staaten, wo die noch unangebauten Ländereien in niedrigem Preise stehen, ein Stück Land, und entsagen auf diese Weise willig und gern der gemächlichen Lebensart, welche sie in einer blühenden Gegend und bei einer guten Herrschaft genießen, um mit unsaglichen Beschwerden, aber als eigene Herrn, eine Wildniß urbar zu machen. Dieß ist nicht nur der Fall in New-Yersey, sondern auch in allen übrigen nordamerikanischen Freistaaten am atlantischen Meere; und hierin liegt eine der Hauptursachen, warum der Anbau des Gebietes am Ohio und Missisippi so schnell zugenommen hat.

Von einem solchen Vorfalle, wo ein junger Landarbeiter seinen gütigen Herrn verließ, um in die westliche Wildniß zu ziehen, war ich während meines Aufenthalts in Bergen ein Augenzeuge. Der Kapitän Brand führte mich und meine Reisegefährten eines Tages zu einem seiner Nachbarn. Bald nach unserer Ankunft entstand auf dem Hofe ein Lärm. Mit den Worten „Ah, Jack Brown!" sprang unser Wirth von seinem Stuhle auf, und lief zur Thür hinaus. Wir folgten ihm und sahen, wie das Gesinde des Hauses mit lautem Jubel einen jungen Mann bewillkommte,

dessen Aufzug das treue Bild eines amerikanischen Wanderers darstellte. Ein Karabiner hing auf der einen Seite über seine Schulter, und an der andern eine Jagdtasche, so wie eine zusammengerollte wollene Bettdecke. Um den Leib trug er einen breiten wollenen Gurt von rother Farbe, woran ein Tomahawk (Streitaxt der nordamerikanischen Wilden,) befestigt war. Dieser Mann, der in dem Hause, wo die Sache vorging, von Kindheit an gedient hatte, war vor einem halben Jahre nach den Staaten am Ohio und Missisippi gereis't, um sich dort einen Ort zu seiner künftigen Niederlassung zu suchen. Er hatte fast tausend amerikanische Meilen durchwandert, bevor er seinen Zweck erreichte, und kam nun eben zurück, um sich mit wirthschaftlichem Geräthe zu versorgen, hauptsächlich aber ein Weib zu holen. Einige Tage darauf hielt er Hochzeit, und sein voriger Herr, der sie ausrichtete, lud unter andern Gästen auch uns nebst der Brandischen Familie dazu ein. Die Dienstleute aus der Nachbarschaft veranstalteten bei dieser Gelegenheit Wettrennen, Stangenklettern und Hahnenkämpfe. Am Abend belustigten sie sich mit einem, dem „Jig" genannten Tanze, welcher zwischen zwei Personen weiblichen und einer männlichen Geschlechts, oder umgekehrt getanzt wird; er gehört in Nordamerika, wie in England, seinem Vaterlande, zu den beliebtesten Tänzen des gemeinen Mannes. Der sehr vergnügte Bräutigam äußerte unter andern, daß er sich ein glückliches Leben

versprāche, wenn nur der Himmel seinen Ehestand reichlich mit Kindern segnete, die ihn kůnftig bei seiner Arbeit unterstůtzen kōnnten. Schon zwei Tage nach der Hochzeit begab sich das junge Paar auf die Reise, um noch vor Einbruch des Winters an Ort und Stelle zu gelangen. Der Zug ging frůh beim Brandischen Hause vorbei. Er bestand aus zwei kleinen mit Acker- und Hausgerāthe beladenen Wagen, wovon den einen der Mann und den andern die Frau lenkte. Eine Anzahl junger Bursche und Mādchen, welche sangen und auf Schalmeien bliesen, gaben ihnen das Geleit.

13.

Ein Ausflug nach dem westlichen Theile der Grafschaft — Eigenheiten der Gegend — die Wälder und ihre Bewohner — große Menge der Krähen und die angewandten Mittel, sie zu vertilgen. Ankunft auf Herrn Olaffsons Landgute — die Hörner eines Bisons — der Kolibri — der Waschbär — Roßmühlen — Platanen — der Ginseng. Eine Wanderung nach dem nördlichen Theile der Grafschaft — Blockhäuser — nähere Beschreibung des einen, wie auch der übrigen Einrichtung seines Besitzers — das in Amerika gebräuchliche Durchschneiden der Piaster.

Nachdem wir ungefähr vier Tage beim Kapitän Brand zugebracht hatten, begab er sich eines Morgens mit uns und seiner ganzen Familie nach dem Landgute seines Schwiegervaters, das acht Meilen westwärts entfernt war. Weib und Kinder fuhren voraus, und wir übrigen folgten gemächlich zu Fuße nach.

Die Gegenden, welche wir durchstrichen, wechfelten Anfangs mit fruchtbaren Feldern und herrlichen Wiesen ab; auf den letztern weideten große Heerden vortrefflichen Rindviehes, die einigen benachbarten Holländereien gehörten. Weiterhin hatten wir steile Berge zu ersteigen, die mit den daran gränzenden Thälern ein wildes, aber angenehmes Holzland darstellten.

Diese waldige Gegend war noch vor wenig Jahren ein Aufenthalt der Panther, Bären, Wölfe und Luchse gewesen, aber die wiederholten Preisaussetzungen, um solche Thiere zu vertilgen, hatte sie gänzlich davon befreit. Jetzt findet man Damhirsche, gemeine Hirsche, Hasen und allerlei Pelzthiere. Auch sah ich viele Kaninchen, so wie fliegende und gewöhnliche, schwarze und graue Eichhörner.

Mit Erstaunen bemerkte ich die große Menge Krähen, welche die dortigen Wälder bewohnen. An manchen Stellen saßen fast auf jedem Baum einige dieser Vögel. Sie flogen, so wie wir uns näherten, mit lautem Geschrei aus den Bäumen, und schwebten über den Gipfeln derselben, bis wir vorbei waren. Die Krähen, welche man überall in den östlichen nordamerikanischen Staaten sehr zahlreich findet, sind daselbst eine wahre Landplage. Denn sie richten auf den Maisfeldern die schrecklichsten Verwüstungen an, indem sie die Saat aus der Erde hacken und verzehren; auch zerhacken sie die Blätter, welche um die Aehren herumstehen, wodurch diese dem Eindringen des Regens und dem Verfaulen ausgesetzt werden. Man sieht sich daher oft genöthigt, die Felder von neuem anzupflanzen. Die Krähen thun auch manchen Schaden in den Gehöften der Häuser; denn sie machen auf junge Hühner und Enten Jagd, und stehlen überhaupt alles, was sie fortbringen können. Ungeachtet des großen Schadens, den sie anrichten, schaffen sie doch auch wieder

viel Nutzen, indem sie zu gleicher Zeit die Gärten und Felder von mancherlei schädlichen Würmern und Insekten reinigen. Ein Gutsbesitzer in New = Yersey, wurde mir erzählt, fand einst einen Theil eines frisch besäeten Weizenfeldes ganz mit Krähen bedeckt; er verscheuchte sie, und ließ das Feld nachher sorgfältig bewachen, bis die Saat aufgegangen war. In der Folge aber zeigte sich's, daß die von den Krähen aufgehackten Stellen eine herrliche Aernte trugen, während das Getreide auf dem übrigen Felde von den Würmern verheert wurde.

Vor einiger Zeit setzten die Regierungen von Pensylvanien und New = Yersey ansehnliche Belohnungen auf die Vertilgung der Krähen; allein, sie waren bald genöthigt die Auffoderung wieder zurückzunehmen, weil die Köpfe der getödteten Thiere in so großer Anzahl eingeliefert wurden, daß der öffentliche Schatz die Ausgabe nicht bestreiten konnte. Man fährt jedoch in den genannten Staaten mit der Verfolgung dieser Vögel lebhaft fort. Auch hat man vielerlei listige Mittel zu ihrer Verminderung ersonnen; denn sie sind überaus schüchtern und schlau, so daß sie den Jäger von andern Menschen, die ihnen nicht nachstellen, recht gut zu unterscheiden wissen. So sah ich sie z. B. mit Papierdüten fangen, welche mit Vogelleim ausgeschmiert waren, und worein man ein Stückchen rohes Fleisch gelegt hatte. Wenn nämlich die Krähe den Kopf in die Düte steckt, um die Lockspeise heraus zu holen, so

hängt sich das Papier an den Federn an, wodurch der Kopf des Vogels wie mit einer Mütze überzogen, und ihm das Vermögen zu sehen benommen wird. Erschrocken fliegt er dann auf, aber beinahe senkrecht, um nirgends anzustoßen; wenn er des Fliegens müde ist, läßt er sich fast auf derselben Stelle nieder, von welcher er sich erhoben hat. Kommt dann niemand herbei, sich seiner zu bemächtigen, so steigt er nach einiger Zeit wieder in die Höhe, sinkt wieder herab, und setzt dieß so lange fort, bis er endlich entkräftet niederstürzt und todt liegen bleibt.

In einigen Gegenden des Waldes zeigten sich Purpurdrosseln, welche, wie die Krähen, sehr gefährliche Feinde der Maisfelder sind; auch sah ich Regenpfeifer, mehre Arten Spechte, und zum ersten Mal den Kolibri, von dem ich weiter unten mehr sagen werde.

Wir stießen auch öfters auf zahme Viehheerden, welchen der fruchtbare Boden vortreffliches Gras und viele schöne Kräuter zur Nahrung darbot. An Stellen, wo Eichen- und Buchenholz stand, liefen große Heerden Schweine umher, um die abgefallenen Eicheln und Bucheckern aufzusuchen; viele von diesen Thieren waren so verwildert, daß man sich hüten mußte, nicht von ihnen angefallen zu werden.

Es mochte ungefähr zehn Uhr sein, als wir den Gipfel einer Anhöhe erreichten, wo sich die Aussicht über ein ausgebreitetes, ungemein fruchtbares Thal öffnete. Hier zeigte uns Herr Brand einen weitläufi-

gen Meierhof, der die reizendste Lage hatte; es war der Wohnsitz seines Schwiegervaters. Wir trafen daselbst noch vor Mittag ein, und fanden eine sehr freundliche Aufnahme. Zum Mittagessen wurden wir mit Damhirsch, Fasanen und Rebhühnern bewirthet, welche letztere, so wie die wilden Calecuten, in dasiger Gegend noch im Ueberflusse vorhanden sind.

Brands Schwiegervater, Herr Olasson, ein bejahrter aber noch lebhafter Mann, stammte von einer schwedischen Familie ab, die sich vor anderthalb hundert Jahren am Flusse Delaware niedergelassen, und zu der oben erwähnten schwedischen Kolonie gehört hatte. Er verstand aber kein Schwedisch, sondern war in allen Stücken ein Anglo-Amerikaner; denn schon sein Großvater hatte die Sprache und Sitten der englischen Pflanzer angenommen. Gleichwohl bewies er eine warme Anhänglichkeit an allem, was an seine schwedischen Stammältern erinnerte, und verwahrte jeden dergleichen Gegenstände als ein Heiligthum. So sah ich noch einiges Geräth, das seine Urgroßältern aus Schweden nach der neuen Welt mitgebracht hatten; es bestand aus einigen großen und schweren Hacken, Schaufeln und Aexten. Unter andern aufbewahrten Alterthümern wurden mir auch die Hörner eines Bisons gezeigt, welchen Olassons Urgroßvater nach einem harten Kampf erlegt hatte. Diese Hörner wurden selbst von den Einwohnern als eine Seltenheit betrachtet, nicht nur wegen ihrer außerordentlichen Größe,

sondern auch, weil die Bisons, wie schon oben erwähnt, die vereinigten Staaten gänzlich verlassen haben.

Olassons Ländereien waren sehr ausgedehnt und mannichfaltig angebaut; doch brachten sie ihm, weil er genöthigt war zu deren Bearbeitung weiße Dienstleute zu halten, ungleich weniger ein, als man glauben sollte. Der Kapitän Brand zog weit größern Vortheil von seinem Grundstücke, wiewohl es einen kleinern Umfang und schlechtern Boden hatte; aber er besaß Neger, die nicht nur ungleich weniger als die weißen Dienstleute zu unterhalten kosteten, sondern auch, wenn sie gut behandelt wurden, sorgfältigere und fleißigere Arbeiter waren. Ueberdieß werden die Neger von den herrschenden Krankheiten weit seltener angegriffen, als die Weißen.

Die Gärten des Herrn Olasson befanden sich in einem blühenden Zustande, und enthielten eine Menge Bäume und Gewächse. Außerdem besaß er einen kleinen Lustgarten, worin die schönsten Sorten europäischer Blumen gezogen wurden. Hier hatte ich auch Gelegenheit, den Kolibri häufig zu beobachten. Dieser kleine Vogel hat einen sehr schlanken, leichten und gefälligen Körperbau; sein zartes Gefieder ist mit den schönsten bunten Farben geschmückt, und seine Augen glänzen mit dem Feuer eines Diamanten. Er fliegt leicht und außerordentlich schnell von Baum zu Baum, flattert aber hauptsächlich, wie der Schmetterling, mit dem er Vieles gemein hat, von Blume zu Blume, und

steckt die Zunge, die einem Saugrüssel gleicht, in den Blumenkelch, um den Honig einzuschlürfen. Dabei setzt er sich nicht, sondern schwebt über der Blume, indem die Schläge seiner Fittige so schnell auf einander folgen, daß der ganze Körper unbeweglich scheint. Am häufigsten sah ich das Thierchen über der vierfädigen Monarda verweilen, welche Pflanze ihm überhaupt, da sie auch häufig wild wächst, seine vorzüglichste Nahrung gewährt. Der Kolibri ist von Natur nicht scheu, sondern flattert dicht an die Menschen, als wenn er sie berühren wollte. Seine Dreistigkeit gründet sich, wie es scheint, auf das Bewußtsein überlegener Schnelligkeit; denn kaum streckt man, in der Meinung ihn fangen zu können, die Hand nach ihm aus, so fliegt er wie ein abgeschossener Pfeil davon, und man kann ihm mit den Augen nicht folgen. Sein Gesang ist sehr einfach, und besteht aus einem bloßen Zwitschern, welches dem der Sperlinge ziemlich nahe kommt. Man hat immer bemerkt, daß die kleinsten Geschöpfe die bösartigsten und zornigsten sind, und diese Bemerkung gilt auch vom Kolibri. Wenn sich zwei oder mehr dieser Thierchen beim Suchen ihrer Nahrung begegnen, so fliegen sie mit einer solchen Wuth und mit einem solchen Geschrei auf einander zu, als wollten sie sich in Stücke zerhacken, und nicht selten bleibt einer der Kämpfer todt auf dem Platze liegen. Diese zornige Gemüthsart äußert sich sogar, wenn das Vögelchen eine Blume findet, welche schon

ausgesogen oder dem Verwelken nahe ist; denn es knickt dieselbe um, oder reißt sie in unzählige Stückchen. Am meisten geräth es in Zorn, wenn sich ein Mensch seinem Neste nähert; es flattert ihm dann mit der größten Verwegenheit in das Gesicht, schlägt mit den Flügeln danach, und hackt ihm nach den Augen. Ich wünschte während meines Aufenthaltes in New-Yersey einen lebendigen Kolibri, so wie das Nest eines solchen Vogels zu erhalten; aber ich konnte weder durch meine eigene, noch durch die Bemühung einiger Feldarbeiter, welchen ich deßhalb Auftrag gab, meinen Wunsch erreichen. Denn das Thierchen läßt sich schwer fangen, außer wenn es etwa während eines Kampfes in eine Stube fliegt, oder man es in den Gebüschen, wo es nistet, bei Nacht überrascht. Die Nester sind so klein, und zwischen den Aesten der Gesträuche so verborgen, daß man sie selten entdecken kann; überdem sind sie von außen mit Moos überzogen, das sich von dem an den Gesträuchen nicht unterscheiden läßt.

Ein anderes Thier, das während meines Aufenthaltes auf Olassons Landgute meine Aufmerksamkeit rege machte, war ein gezähmter Waschbär, den man frei im Hause herum laufen ließ. Der Waschbär besitzt eine große Lebhaftigkeit; er hüpft und springt unaufhörlich, ohne einen eigentlichen Gang zu haben. In seinen Geberden hat er viel Aehnlichkeiten mit dem Affen, und zeigt auch eben so viel Neugier und Muthwillen als dieser. Er befühlt mit seinen Pfoten, die

er wie der Mensch die Hände gebraucht, jeden vorkommenden Gegenstand, und schleppt alles, was er tragen kann, mit sich fort, um es zu verstecken. Das Gesicht putzt oder wäscht er sich wie eine Katze. Sein Futter verzehrt er aufrecht sitzend, indem er dasselbe, gleich den Affen und Eichhörnchen, mit den Vorderpfoten zu dem Maule bringt. Dabei hat er die sonderbare, seinem Geschlecht eigene Gewohnheit, jeden Bissen in das Wasser zu tauchen und zwischen den Pfoten zu reiben, eine Gewohnheit, die von einem Mangel an hinreichendem Speichel herzurühren scheint; sie hat zu dem Namen „Waschbär" die Veranlassung gegeben. Das Thier frißt alles, was man ihm reicht, sowohl animalische als vegetabilische Kost, am liebsten aber Mais und verschiedene Arten Früchte. Es liebt auch süße Sachen, und berauscht sich gern in starken Getränken. Sehr geschickt ist es Mäuse zu fangen, richtet aber auch, wenn es bei Nacht unter die Tauben und Hühner geräth, eben so großen Schaden als der Marder an. Gegen jedes Geräusch und Geschrei ist es sehr empfindlich; wenn die Kinder lärmen, die Hähne krähen, oder die Hunde bellen, so springt es nach ihnen, um sie zu beißen, und durch das Blöken der Kühe wird es in große Unruhe und Angst gesetzt.

Der Waschbär findet sich noch häufig in den vereinigten Staaten, besonders den südlichen. In seinem wilden Zustande lebt er in hohlen Bäumen, wo er den Tag über zu schlafen pflegt. Während der Nacht

sucht er seine Nahrung. Die Vögel und Kaninchen, die er mit der List eines Fuchses zu beschleichen weiß, sind dann vor seinen Ueberfällen nicht sicher. Er besucht auch die Maisfelder, und klettert an den Stängeln in die Höhe, um sie niederzureißen und der Frucht beizukommen. Zur Zeit der Ebbe begibt er sich an das Gestade des Meeres, um Krebse, Krabben und Hummern zu fangen, die er, ohne sich von ihren Scheren fassen zu lassen, sehr geschickt aus dem Sande hervorzieht. Auch Austern sind für ihn eine angenehme Nahrung; doch wird ihm zuweilen die Pfote von denselben eingeklemmt, und dann ist er in Gefahr, bei der wiederkehrenden Fluth zu ersaufen. In Gegenden, wo man Zuckerrohr baut, gibt ihm dieses Gewächs eine leckerhafte Speise. Man jagt den Waschbär wie das Wild, mit den Hunden, oder fängt ihn in Fallen. Sein Fleisch wird gegessen; das Fell gebraucht man zu Mützen und allerhand Kleidungstücken, so wie die Haare zu Hüten.

Mitten durch die Besitzungen des Herrn Olasson schlängelt sich ein rauschender Bach, welcher, durch die im Frühjahr und Herbste veranlaßten Ueberschwemmungen, zur Fruchtbarkeit der angränzenden Felder ungemein viel beiträgt. An seinen Ufern standen ehedem Platanen oder Wasserbuchen, die einen herrlichen schattigen Spaziergang gewährten. Olasson hat sie wegschlagen lassen, weil er mit vielen Amerikanern der Meinung ist, daß das Wollige, welches sich im Früh-

jahr an der untern Seite der Blätter ansetzt und im Sommer davon lostrennt, Veranlassung zu Lungenkrankheiten gebe. Sei nun diese Meinung irrig oder gegründet, kurz Olafson behauptete, daß er seit der Wegräumung dieser Bäume seine frühere Engbrüstigkeit und andere Brustbeschwerden verloren habe.

An dem Bache steht eine Mühle, die mehre Gänge treibt, und auch zum Schneiden der Breter und zu andern Zwecken eingerichtet ist. Sie kann aber nicht immer benutzt werden, weil es sehr oft am nöthigen Wasser mangelt. Olafson hatte daher zum Mahlen des Mehles auch eine Mühle auf seinem Hofe. Diese setzte man durch ein blindes Pferd in Bewegung, indem dasselbe an das Ende eines Balken, der ein horizontal stehendes Rad umdreht, gespannt und so in einem Kreise herumgetrieben wurde. Dergleichen Mühlen sind in Amerika die gewöhnlichsten und, auf dem Lande, fast in jeder Wirthschaft zu finden. Sonderbar, daß man noch nirgends Windmühlen angelegt hat!

Ungefähr eine Stunde von Olafsons Gute liegt ein hoher, zum Theil mit Waldung bedeckter Berg, an dessen steilen Abhängen die unter dem Namen „Ginseng" bekannte Pflanze häufig wächst; und ich sah bisweilen Leute, welche mit dem Einsammeln derselben beschäftigt waren.

Diese Pflanze hat einen dunkelrothen Stängel, und länglich runde Blätter. Der aus zwei oder drei Körnern bestehende Same sieht glänzend roth aus, und

gleicht an Form und Größe dem des Geisblattes. Die Wurzel, deren Dicke nie einen Zoll übersteigt, ist von einer gelblich schimmernden Farbe, und oft gabelförmig gestaltet. An ihrem obern Ende erzeugt sich bei jedem frischen Triebe des Stängels ein Einschnitt, so daß alle Jahre ein neuer entsteht, und hieraus erkennt man das Alter der Pflanze. Sie hat durchaus einen aromatischen Geruch und bittern Geschmack, welche Eigenschaften jedoch die Wurzel in einem höhern Grade, als die übrigen Theile besitzt.

Man findet das Gewächs in dem ganzen Landstriche, der von Canada bis nach Georgien sich erstreckt. Es ist ganz dasselbe wie das der chinesischen Tatarei, dessen Wurzel die Chinesen so wundervolle Kräfte zuschreiben, indem sie es für ein Mittel halten, alle Krankheiten zu heilen, und sogar das Leben zu verlängern; nur der Kaiser hat das Recht, es einzusammeln, weßhalb er die Gegend, wo es gefunden wird, durch Soldaten bewachen läßt. Die Amerikaner benutzten den Umstand sehr früh, um mit dem Ginseng einen vortheilhaften Handel nach China zu treiben. Sie führten ihn heimlich in Canton ein, und anfänglich stand er daselbst in gleichem Werth mit dem Golde. Da sie aber mit der Kunst, ihn auf chinesische Art zuzubereiten, nicht bekannt waren, so sank er bald zu einem sehr geringen Preise, und der Handel damit hätte beinahe völlig aufgehört. Hierdurch wurden sie auf das Verfahren der Chinesen aufmerksam. Anstatt

die Pflanze, wie bisher, zu allen Jahreszeiten aufzusuchen, sammelte man sie nun bloß im Herbste, weil sie dann am schönsten steht. Auch auf das gehörige Trocknen derselben wurde mehr Mühe gewendet, da sie zuvor, wegen zurückgebliebener Feuchtigkeit, auf dem Wege nach China größten Theils verdarb. Ueberdem kam man hinter das Geheimniß der Chinesen, die Wurzel durchsichtig zu machen, was auf eine sehr einfache Art geschehen soll. Seitdem hat sich der Handel mit dem Ginseng wieder sehr gehoben, und er wird von allen großen amerikanischen Handelstädten getrieben. In Philadelphia und New-York erhandeln ihn die Kaufleute, wenn er zubereitet ist, für fünf oder sechs Piaster das Pfund; man sagt aber, daß sie in Canton für eine Wurzel, je nachdem sie mehr oder weniger schön ausfällt, vierzig bis achtzig Piaster bekommen.

Am zweiten Tage, den wir bei Olasson verlebten, machte Brand einen Spaziergang mit uns nordwärts in die Gebirge, um einen seiner Bekannten zu besuchen. Unser Weg führte durch einige morastige Stellen, welche wegen des giftigen Ungeziefers, das hier sich aufhält, sehr verrufen sind. Wir sahen einige getödtete Klapper- und Hornschlangen auf der Straße liegen; lebendige kamen uns aber nicht zu Gesicht. Um so mehr wurden wir von Moskiten, Flohmücken und Waldmilben gepeinigt, so daß ihre Bisse eine Art von Rothlauf nach sich zogen, den wir aber,

nach dem Beispiele des Kapitän Brand, durch Reiben mit dem häufig umherstehenden canadischen Blutkraute vertrieben. Laub=, Windbeutel= und andere Arten Frösche zeigten sich in großer Menge.

Wir stießen dann und wann auf einzeln stehende Häuser, worunter einige ein sehr ärmliches Ansehen hatten. Zwei davon waren bloße so genannte Blockhäuser. In einem derselben schien irgend ein Fest gefeiert zu werden; denn aus dem Innern ertönte das Spiel einer schottischen Sackpfeife, untermischt mit dem Lärmen jubelnder Tänzer, und vor der Hausthür wurden wir Leute gewahr, welche, von der Macht der starken Getränke überwältigt, auf der Erde lagen und die fürchterlichsten Flüche ausstießen.

Um einige Erfrischungen zu uns zu nehmen, gingen wir in das zweite der beiden Blockhäuser, das nicht weit vom ersten lag. Der Eigenthümer, ein aus Canada eingewanderter Wagner, schien ein gutmüthiger und fleißiger Mann. Wir fanden ihn beim Abschließen eines Handels und eben beschäftigt, einen Dollar durchzuschneiden; denn da die kleine Scheidemünze in den vereinigten Staaten selten ist, so hat jeder das Recht, seine ganzen Dollars in Halbe, Viertel, Achtel und Sechzehntel zu theilen. Wiewohl das Haus des Wagners ein sehr ärmliches Ansehen hatte, so besaß er doch einen guten Vorrath an Lebensmitteln. Er bewirthete uns mit Thee, Butterbrod,

Schinken und Branntwein, und weigerte sich, die geringste Bezahlung dafür anzunehmen.

Das Haus war für mich eine ganz neue Erscheinung, und ich unterließ nicht, es genau zu betrachten. Es enthielt ein einziges Gemach, und bestand aus Baumstämmen von ungefähr fünf und dreißig Fuß in der Länge und fünf Zoll in der Dicke. Diese Stämme hatte man über einander gelegt und an den Enden durch Einschnitte verbunden, die größten Lücken dazwischen mit Moose verstopft, die kleinern hingegen überall offen gelassen. Eben so war auch das Dach beschaffen. Die Thüren, wovon die eine nach der Straße, und die andere nach der entgegengesetzten Seite ging, liefen in Angeln von Holz, und hatten Statt der Schlösser nur hölzerne Klappen. Die Fensteröffnungen, deren das Haus nur zwei hatte, wurden des Abends und im Winter auch bei Tage mit Läden zugesetzt. Der Boden des Gemachs, welcher sich einige Fuß über der Erde erhob, bestand aus Bohlen. Der Kamin (denn Oefen findet man in Amerika nur bei deutschen und holländischen Familien,) war ebenfalls von Holz, und nur an der hintern Wand mit Thonerde überzogen, um das Anbrennen des Holzes zu verhindern; aber so sehr auch die Leute sich auf diese Weise der Feuersgefahr aussetzten, so wenig schienen sie doch ein solches Unglück zu fürchten.

Der ganze Bau des Hauses war von dem Besitzer und seiner Familie in acht Tagen vollendet wor-

den, und zwar ohne Nägel und alles Eisenwerk; man kann aber leicht denken, daß eine so leicht gebaute Wohnung nichts weniger als geschickt ist, hinreichenden Schutz gegen Wind und Wetter zu gewähren.

Das Hausgeräth glich völlig der Wohnung an Einfachheit. Es bestand aus einigen Schränken, Tischen und Stühlen, nebst drei Betten, groß genug, um die sämmtliche, zehn Personen starke Familie zu fassen.

Dem Wohnhause gegenüber stand die Werkstatt, welche ebenfalls aus Baumstämmen aufgesetzt war. Dieselbe Beschaffenheit hatte auch das hinter der Wohnung befindliche Vorrathshaus. Ich erblickte hier Branntwein, Mais, Weizen, Baum- und Erdfrüchte, gepökeltes und geräuchertes Fleisch, und andere Lebensmittel in großer Menge. Ueberdieß besaß die Familie eine zahlreiche Heerde, die im Walde gehalten wurde, so wie beträchtliche, zum Theil noch unbebaute Ländereien; auch hatte man einen großen Garten angelegt, der nach wenig Jahren vortreffliches Obst hervorzubringen versprach.

Die hier gemachte Beschreibung häuslicher Verhältnisse paßt auch auf den Zustand der meisten Einwohner im Innern des nordamerikanischen Freistaats. Sie wohnen größten Theils in Blockhäusern, die aber gewöhnlich noch schlechter beschaffen sind, als das eben beschriebene; denn nur wenige haben Fenster, auch sind sie von Hausrath so entblößt, daß man genöthigt ist,

die Kleider und Wäsche an Stangen aufzuhängen. Aber Jeder besitzt liegende Gründe, mit Lebensmitteln angefüllte Vorrathskammern, und führt ein sorgenfreies Leben, ohne die Ueppigkeit und das Geräusch der Welt zu kennen.

Auf dem schön gelegenen und wohl eingerichteten Landgute, wohin unser Spaziergang gerichtet war, verweilten wir mehre Stunden, und wurden erst spät zu Wagen nach Olafsons Wohnung zurückgebracht. Der Abend war heiter und angenehm, und in den Thälern schwärmten leuchtende Insekten umher, was ein sehr reizendes Schauspiel gewährte.

14.

Rückkehr nach der Brandischen Wohnung — die Kühnheit der Krähen — ein Indianer, der künstlich geflochtene Bastwaaren verkauft. Bemerkung über das unbeständige Wetter in Amerika. Jagdpartien — wir erbeuten ein Opossum, das von den sonderbaren Eigenschaften seines Geschlechts Beweise gibt — fliegende Eichhörnchen — vielfache Benutzung der Gewächse in den Wäldern.

Nach einem viertägigen Aufenthalte bei Herrn Olafson kehrten wir sämmtlich nach dem Gute des Kapitän Brand zurück. Erster begleitete uns, um seinen Schwiegersohn auf einige Tage zu besuchen; die Gesellschaft war daher zahlreich, so daß wir drei Wagen brauchten.

Während dieser Fahrt hatten wir ein unterhaltendes Schauspiel. In der Gegend eines Waldes schwebte ein großer Raubvogel, den man an der rothen Farbe seines Kopfes für einen Urubu erkannte, lange Zeit über uns. Endlich schoß er pfeilschnell in den Wald herab, und fast augenblicklich schwang er sich wieder auf, indem er etwas in den Klauen hielt, das uns ein Kaninchen schien. Zu gleicher Zeit brachen große Schwärme von Krähen, gleichsam als die Beschützer des Waldes, aus allen Gegenden desselben hervor, und

griffen den Raubvogel mit großer Kühnheit an, welcher, um sich zu vertheidigen, seine Beute fallen ließ. Das Gefecht war sehr hitzig, und die ausgerupften Federn fielen in großer Menge auf die Erde herab. Nachdem endlich der Urubu gewaltig zerzaus't worden war, ergriff er schnell die Flucht. Die Krähen zogen hinter ihm her, kehrten aber nach einiger Zeit mit einem triumphirenden Geschrei nach dem Walde zurück. Ueberhaupt sieht man in Amerika fast täglich Beispiele von der Kühnheit der Krähen, und sie gehören daselbst unter die ärgsten Feinde der Raubvögel.

Die Unermüdlichkeit unserer kleinen Pferde, welche fast immer im Trabe gingen, beschleunigte die Fahrt außerordentlich, so daß wir die Brandische Wohnung in kurzer Zeit erreichten. Bei der Ankunft auf dem Hofe fanden wir einen jungen Indianer, welcher sehr niedlich gearbeitete Bastwaaren zu verkaufen hatte. Den Damen war diese Waare sehr willkommen, und ich selbst kaufte ein Körbchen, welches in der Folge, wegen des künstlichen Flechtwerks, in Europa und sogar unter den kunstreichen Franzosen manchen Bewunderer fand.

Der Indianer war ein wohlgewachsener und gut gekleideter Mann; er sprach englisch und unterschied sich von andern Amerikanern durch nichts, als eine rothgelbliche Gesichtsfarbe, hauptsächlich aber durch einen sehr starren Blick, welcher ein eigenthümliches Kennzeichen aller indianischen Völkerschaften ist. Der

Stamm, zu dem er gehörte, wohnt unter europäischen Familien in der Grafschaft Burlington. Sie sind von dem kriegerischen Volke, den Mohegans, entsprossen, und heutigen Tages die einzigen Ueberreste von den zahlreichen indischen Stämmen, welche dereinst New-Yersey bewohnten. Sie haben schon lange ihre wilden Sitten mit den feinern europäischen vertauscht, bekennen sich zum Christenthum, treiben Ackerbau und verfertigen hauptsächlich Bastwaaren, die von den jungen Leuten zum Verkauf im Lande herumgetragen werden. Sie haben indessen dasselbe Schicksal, das alle übrige Indianer, die unter den Europäern leben, trifft, nämlich daß sie jährlich sich vermindern, und nach einigen Jahren gänzlich aussterben werden. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts machte ihre Anzahl noch über hundert Köpfe aus; gegenwärtig mag sie sich aber kaum noch auf dreißig belaufen.

Das Wetter war während meines Aufenthalts in New-Yersey im Ganzen ziemlich unbeständig, und besonders hatte ich am ersten September Gelegenheit, die eigensinnige, wunderliche Laune des amerikanischen Himmels kennen zu lernen. An diesem Tage wehte des Morgens ein sanftes nordöstliches Lüftchen, und das Wetter war heiter und angenehm. Gegen Mittag wurde der Wind südöstlich, die Hitze nahm plötzlich überhand, und der Thermometer stand nach Réaumur auf 28 Grad. Nachmittags kam der Wind von Südwesten; augenblicklich umzog sich der Himmel, und es

fiel ein feiner, warmer Regen. Er ging in starke Güsse über, als der Wind sich weiter nach Westen drehte, und die Luft wurde bald so erkältet, daß wir in der Stube Mäntel umnehmen mußten. Bei Sonnenuntergang erhob sich ein Nordwestwind, welcher die Luft bald wieder reinigte, aber auch so rauh machte, daß man genöthigt war, ein Kaminfeuer anzuzünden. Er dauerte die ganze Nacht fort, und am andern Morgen war alles mit Reif bedeckt. Dennoch hatten wir um zehn Uhr Morgens, bei östlichem Winde, schon wieder zwölf, und um ein Uhr zwanzig Grad Wärme, was in der Grafschaft Bergen, während des Sommers, gewöhnlich der Fall ist. Dieser schnelle Wechsel von Wärme und Kälte, Trockenheit und Nässe hatte die Folge, daß fast Jedermann in der Nachbarschaft einige Tage mit Husten, Schnupfen, bösen Hälsen und dergleichen Uebeln kämpfen mußte; ja einige, welche der kalte Regen im Freien überraschte, wurden von der Ruhr und andern bösartigen Krankheiten befallen.

Während der übrigen Tage, die wir in New-Jersey verlebten, war die Witterung beständiger. Herr Brand erhielt daher, in den Nachmittagstunden, häufig Zuspruch von seinen Nachbarn, oder er stattete mit uns Besuche bei ihnen ab. Den Morgen pflegte er hinzubringen, wie es bei den wohlhabenden amerikanischen Landwirthen Sitte ist. Nachdem er kurze Beinkleider, Schuhe, Kamaschen und einen so genannten Halbfrack angelegt, und einen Strohhut mit breiter

Krämpe aufgesetzt hatte, ergriff er die Jagdflinte und zog mit einigen Hunden zum Hofe hinaus, um seine Aecker und Wälder zu durchstreifen. Er war ein trefflicher Schütze und kam am Mittage selten zurück, ohne einen Hasen, ein Kaninchen oder einige Vögel geschossen zu haben. Ich ermangelte nie, an diesen Streifereien Theil zu nehmen, nicht weil ich ein Liebhaber der Jagd bin, sondern weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, die Beschaffenheit des Landes näher kennen zu lernen.

Als wir eines Morgens den Wald durchstrichen, verkündigten die voraus gelaufenen Hunde durch ihr Bellen, daß sie ein wildes Thier ausgespürt hatten. Wir eilten hinzu und sahen, wie sie eins von der Größe einer kleinen Katze herum zerrten, welches Brand sogleich für ein Opossum oder Beutelthier erkannte. Auf unser Abwehren ließen sie dasselbe los. Es schien aber völlig todt, denn es hielt die Beine von sich gestreckt, hing den Kopf auf die Seite, und gab überhaupt weder durch Athemholen, noch durch eine Bewegung das geringste Zeichen des Lebens zu erkennen. Gleichwohl war es warm anzufühlen, auch konnte man nicht bemerken, daß ihm die Hunde einigen Schaden zugefügt hätten. Brand, welcher die dem Opossum eigene Kunst, sich zu verstellen, kannte, schoß es in das Genick, worauf ein starker Blutfluß, aber nicht die geringste Verzuckung erfolgte. Er steckte hierauf das Thier, in der Meinung, es wirklich getödtet

zu haben, in seine Jagdtasche. Da das Opossum in Amerika für einen Leckerbissen gehalten und überdieß in New-Yersey nur noch selten gefunden wird, so wollte er das erlegte seinem Schwiegervater zum Mittagessen zurichten lassen, weßhalb wir sogleich nach Hause eilten. Nach unserer Ankunft trug er es in die Küche, und die ganze Familie kam herbei, die Seltenheit in Augenschein zu nehmen. Es wurde nun auf allen Seiten besehen und befühlt, und von Jedermann für todt gehalten. Es war ein Weibchen und schien, nach dem Umfange seines Beutels zu schließen, reife Junge darin zu haben. Um diesen das Leben zu erhalten, wurde der Versuch gemacht, den Beutel zu öffnen, was jedoch, weil er sehr fest verschlossen war, nicht ohne große Mühe geschah. Man fand drei Junge, die schon so vollkommen waren, daß Brand hoffte, sie ohne die Mutter aufzuziehen und, wie es in Amerika oft der Fall ist, als Hausthiere zu halten. Man trug sie hierauf in den Hof, um sie daselbst zu sonnen und zu füttern. Mittlerweile wurde einem Neger befohlen, dem alten Opossum das Fell abzustreifen. Er ging in die Küche, um sich der Arbeit zu unterziehen, sah aber zu seinem großen Erstaunen, daß es sich aufgerichtet hatte. Als es ihn gewahr wurde, that es einen Satz und sprang durch das offene Fenster in den Hof. Der Neger erhob ein lautes Geschrei, und indem ich mich umdrehte, um zu sehen was es gäbe, erblickte ich das Opossum, welches eben an einem hohen, vor

dem Hause befindlichen Geländer hinan kletterte. An den Spitzen desselben blieb es — wahrscheinlich um auszuruhen oder sich umzusehen, — mit seinem langen Wickelschwanze einen Augenblick hängen, und sprang dann in den äußern Theil des Hofes hinab. Obgleich die Beutelthiere, wegen der handähnlichen Form ihrer Pfoten, mehr zum Klettern auf den Bäumen, als zum schnellen Laufen auf der Erde geschickt sind, so lief doch dieses mit ziemlicher Behendigkeit über den Hof, und erreichte, ehe Jemand es einholen konnte, eine offen stehende Scheune, wo es im Strohe sich verbarg und nicht wieder gefunden wurde. Am Abend bereiteten die Neger den jungen Beutelthieren eine warme Lagerstätte in einem Schuppen; allein sie waren am andern Morgen verschwunden, und man vermuthete, daß die Mutter sie wieder an sich genommen hätte, was um so wahrscheinlicher war, da zu gleicher Zeit einige Hühner erwürgt gefunden wurden.

Man sieht hieraus, daß das Opossum die Kunst, sich todt zu stellen, in hohem Grade besitzt; es hält dadurch den Luchs und andere fleischfressende Thiere, welche das Aas verabscheuen, von sich ab. In diesem Zustand erträgt es die größten Mißhandlungen und Qualen, ohne zu zucken oder ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Man hat Beispiele, daß Beutelthiere, welchen fast alle Knochen und sogar der Hirnschädel zerschlagen waren, dennoch nach einiger Zeit sich erholten und fortkrochen. Es ist daher in

Amerika ein Sprichwort: „das Opossum hat neun Katzenleben." Die Liebe dieses Thieres zu seinen Jungen ist gränzenlos. Es trägt sie nicht nur, so lange sie noch unvollkommen sind, beständig im Beutel, sondern nimmt sie auch, wenn sie schon die Fähigkeit erlangt haben, ihre Nahrung selbst zu suchen, bei jeder drohenden Gefahr in demselben auf, und verschließt ihn so fest, daß er ohne gewaltsame Mittel nicht zu öffnen ist. Oft läßt es sich eher in Stücke zerreißen, als daß es ihn öffnete; und schon hat man deßhalb den grausamen Versuch gemacht, Beutelthiere auf glühende Kohlen zu legen, aber sie haben sich mit ihren Jungen lieber lebendig braten, als dieselben aus dem Beutel nehmen lassen.

Ein Gegenstand, der auf jenen Streifzügen meine Aufmerksamkeit oft beschäftigte, waren die so genannten fliegenden Eichhörner, wovon die Wälder wimmelten. Da sie bei Tage in hohlen Bäumen schlafen, so pflegten wir an solche Bäume zu klopfen, wo sie dann, aufgeschreckt, in großer Menge zum Vorschein kamen und ihre bewundernswerthen Luftsprünge zeigten.

Auch die in den Wäldern beschäftigten Neger gewährten mir eine vielfache Unterhaltung. Bisweilen lasen sie die Beeren des Wachsstrauches, um eine Art Wachs daraus zu sieden, welches, mit Talg vermischt, sehr gute Lichter gibt. Eben so wurden die den Mispeln sehr ähnlichen Früchte des Persimon gesammelt, woraus Brand ein wohlschmeckendes Bier brauen ließ,

das den Seinigen zum gewöhnlichen Getränk diente. Auch die Crabäpfel suchte man auf, um sie mit Zucker einzumachen, oder Cider und Essig daraus zu bereiten. Außer der an den Bäumen sich hinauf schlängelnden Fuchsrebe, war auch eine andre Art wilder Weinreben, deren Trauben ziemlich wohlschmeckend sind, der Gegenstand des Einsammelns. Man hatte in manchen Gegenden von New-Yersey mit gutem Erfolg versucht, Wein daraus zu machen, und bemühte sich daher, das Gewächs immer mehr zu veredeln. In der Brandischen Wirthschaft wurden die Trauben gedörrt, und Statt der Corinthen zu Backwerk verwendet. An einigen Tagen sah ich das im nassen Boden häufig wachsende Sumpflederholz schneiden. Aus den zähen, dünnen Fäden dieser Holzart kann man Seile verfertigen, dergleichen die Einwohner von New-Yersey, bevor der Hanf daselbst in Aufnahme kam, sich allgemein bedienten. Auch macht man Körbe und allerhand Flechtwerk aus diesem Holze. In Brands Wirthschaft wurden Flurmatten, Wagenkörbe, Säcke und viel anderes Geräth, so wie auch die Bettmatten der Dienerschaft daraus verfertigt.

15.

Kurze Reise nach der Grafschaft Orange — gute Eigenschaften eines Negers — ein Vorfall, durch das in den vereinigten Staaten verbotene Hausiren veranlaßt — Bemerkungen über die Landesart und die Einwohner der Grafschaft — Aufenthalt in dem Dorfe Florida.

Am 7. September schickte der Kapitän Brand einen seiner Neger nach der Grafschaft Orange, um Pferde und andere wirthschaftliche Bedürfnisse zu kaufen. Da in dem Wagen, welchen derselbe mitnahm, hinreichender Platz für einige Personen war, so ergriff ich die Gelegenheit, diese Reise mit den Söhnen des Herrn Feddersen mitzumachen. Wir fuhren früh bei guter Zeit ab. Der Neger, welcher die Stelle des Verwalters auf dem Brandischen Grundstücke vertrat, unterhielt uns während der Fahrt auf eine sehr angenehme Weise, indem er uns über verschiedene, die dasige Landesart betreffende Gegenstände Auskunft gab. Dieser Mann war noch jung, aber sehr verständig, und besaß viel gute Eigenschaften, die ich schon oft beobachtet und bewundert hatte. Dahin gehörte besonders eine große Anhänglichkeit an seine Herrschaft und ein ungewöhnlicher Diensteifer. Er arbeitete fast Tag und Nacht, so daß das Brandische Gut, seitdem es von

ihm verwaltet wurde, noch einmal so viel als zuvor einbrachte; und dieß alles that er in der Hoffnung, nach funfzehn Jahren, wie ihm versprochen war, frei zu werden. Dieselbe Pünktlichkeit, womit er die Angelegenheiten seines Herrn besorgte, zeigte sich auch in jeder Sache, die ihn selbst betraf. Er hatte stets reine und saubere Kleider an; und sein kleines Haus (denn man läßt die Neger in Nebenhäusern wohnen,) glich einer nachgeahmten, einfach aber zierlich ausgeschmückten Einsiedelei. Auch die große Leichtigkeit, womit er Sprachen erlernte, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Außer seiner angeerbten Negersprache verstand er Englisch, Holländisch und Deutsch. Ich habe zwar oft die Erfahrung gemacht, daß Neger mit großer Leichtigkeit fremde Sprachen sich zu eigen machten, aber ihre Kenntniß davon blieb immer sehr oberflächlich und die Aussprache fehlerhaft. So fand ich oft, daß sie gewisse Buchstaben, besonders das R, gar nicht aussprechen lernten, und sie daher entweder ganz ausließen, oder andere dafür einschoben, wodurch sie unverständlich wurden. Dagegen redete jener Mann die erwähnten Sprachen mit allen ihren Eingenthümlichkeiten im Ausdruck und in der Aussprache.

Als wir auf der New-Yorkischen Gränze, d. i. zwischen den Grafschaften Bergen und Orange anlangten, wurde ein Hausirer, der mit englischen Waaren handelte, auf der Straße ergriffen und nach dem Gerichtshause der kleinen Stadt Goschen geschafft; denn

das Hausiren mit ausländischen Waaren ist verboten, und nur mit den Erzeugnissen der vereinigten Staaten erlaubt.

Was die Landesart der Grafschaft Orange betrifft, so fand ich sie von dem, was ich oben in dieser Hinsicht über Bergen gesagt habe, wenig verschieden. Die Einwohner sind größten Theils wohlhabende Landwirthe, welche zerstreut oder in kleinen Dörfern vereinigt leben. Obschon der nördliche Theil der Grafschaft von Engländern, Schottländern und Irländern bewohnt wird, so sind doch die Einwohner der südlichen Gegenden, durch die ich reis'te, fast durchgängig von holländischer Abkunft. Diese haben die Sitten ihrer Vorfahren noch ziemlich unverfälscht erhalten, und viele der ältern Leute verstehen noch gar kein Englisch; doch verbreitet sich diese Sprache unter den jüngern immer mehr, da nur noch wenig holländische Schulen übrig sind, und die meisten Kinder in den englischen erzogen werden. Es scheint daher, daß die holländische Sprache in kurzem ganz aussterben wird.

Obschon die öffentlichen Abgaben sehr gering sind und mit dem Wohlstande der Einwohner in gar keinem Verhältnisse stehen, so sah ich doch öfters an den Straßen kleine Tafeln angeschlagen, welche die Einwohner zur Entrichtung der öffentlichen Abgaben ermahnten. Ein Zollbeamter, mit dem ich über diesen Umstand sprach, sagte mir, daß die Regierung sich oft genöthigt sähe, bei Eintreibung der Abgaben sehr ernst-

liche Maßregeln zu nehmen, und setzte, wahrscheinlich weil er von englischer Abkunft war, die Bemerkung hinzu, daß die holländischen Herrn sich hundertmal zu einer Sache nöthigen ließen. Ich erfuhr aber in der Folge, daß es überhaupt in den vereinigten Staaten gewöhnlich ist, sich an die Bezahlung der Abgaben erinnern zu lassen.

Wir besuchten mehre am Hudson und weiter westwärts gelegene Ortschaften, wo Brands Verwalter kleine Geschäfte zu besorgen hatte. Alle diese Ortschaften liegen in fruchtbaren Thälern, welche von waldigen, meistens mit Zedern und Wallnußbäumen bewachsenen Bergen begränzt werden. Die Häuser haben ein sehr sauberes Ansehen und sind mit den anmuthigsten Gärten umgeben. Ich bemerkte fast überall Mühlenwerke, wozu die vielen kleinen Bergwasser eine vortheilhafte Gelegenheit darbieten.

Da Madame Brand uns reichlich mit Lebensmitteln versehen hatte, so kehrten wir nicht in den Wirthshäusern ein, sondern hielten unsere Mahlzeiten unter den Bäumen, die an der Straße standen. Um sieben Uhr Abends erreichten wir unsere Bestimmung, das Dorf Florida, wo am folgenden Tage ein Pferdemarkt Statt finden sollte. Es liegt auf einer Anhöhe unweit des Wall-Kills, eines berühmten Thales, das durch die vielen von den Bergen herabströmenden Gewässer öfters überschwemmt, und zu einem vortrefflichen Wiesenboden gemacht wird. Wir waren, um

nicht im Wirthshause übernachten zu dürfen, vom Herrn Olasson mit einem Empfehlungschreiben an einen seiner Bekannten in diesem Dorfe versehen worden. Dieses Schreiben, das wir, nach dortiger Sitte, dem Herrn des Hauses noch vor unserem Absteigen überschickten, verfehlte seinen Zweck nicht, und verschaffte uns eine sehr freundliche Aufnahme. Beim Eintritt in das Haus, welches ganz das Gepräge altholländischer Reinlichkeit trug, war die Familie sehr geschäftig, unsere vom Straßenstaube beschmutzten Kleider gegen reinliche zu vertauschen. Auf diese Weise mit gelben Pantoffeln, kattunen Schlafröcken und weißen Zipfelmützen versehen, wurden wir vom gastfreien Hausherrn in die Wohnstube geführt, wo ein kupferner Kaffeekessel über Kohlen dampfte. Ich merkte sehr bald, daß die Zuneigung dieser Familie am leichtesten dadurch zu gewinnen sei, wenn man sich den eingeführten Gebräuchen des Hauses pünktlich unterwerfe, und überhaupt nicht fremd stelle. Ich ließ mich daher vom Hausvater nicht zweimal nöthigen, am Kaffeetische Platz zu nehmen, nach seinem Beispiel fünf bis sechs Tassen dünnen Kaffee einzuschlürfen, und eine Cigarre nach der andern zu rauchen. Dabei beobachtete ich den Gebrauch, meine Tasse, so oft sie geleert war, in einem auf dem Tische befindlichen Wasserbekken auszuspülen, und fleißig in das kleine Spucknäpfchen zu spucken, welches vor mir auf dem Tische stand. Auf diese Weise stieg ich in der Gunst der ganzen Fa-

milie fast mit jeder Minute. Weniger glücklich waren hierin meine jungen Reisegefährten; denn sie weigerten sich Cigarren zu rauchen, was nicht wenig auffiel, weil dort zu Lande ein junger Mensch von vierzehn oder funfzehn Jahren schon ein leidenschaftlicher Tabakraucher ist; auch begingen sie die Unvorsichtigkeit, über die Reihe kleiner Spucknäpfchen laut zu lachen.

Nach dem Abendessen, welches aus Fisch und Kartoffeln bestand, setzte man Wachholderbranntwein, für Jeden in einem besondern Fläschchen, auf den Tisch, und in die Mitte einen Krug mit Wasser, um den Branntwein nach Belieben damit zu vermischen. In diesem Augenblick wurde die Gesellschaft durch einen Nachbar unsers Wirthes vermehrt, einen Neger, den ganz New-Yersey unter dem Namen „der schwarze Jefferson" kannte. Obschon bis zum achtzehnten Jahre in den Wildnissen Afrika's aufgewachsen, verband er dennoch mit der Eigenschaft, sich Jeden gefällig zu machen, eine ziemliche Kenntniß der Welt; und unser Gespräch, das sich bisher um den Pferdemarkt gedreht hatte, wurde von ihm auf die europäischen Kriege, die gepriesene amerikanische Freiheit und andere politische Gegenstände gelenkt. Er hatte, wie es in Amerika oft geschieht, durch Kriegsdienste gegen die Wilden seine Freiheit erworben, und war gegenwärtig ein wohlhabender Gutsbesitzer, der selbst Negersclaven hielt.

So kam die Mitternacht heran, ehe man Schicht

machte. Wir genossen dann einen erquickenden Schlaf; denn die uns angewiesenen Betten bestanden aus den allerfeinsten Flaumfedern, und waren so hoch, daß wir auf besondern Fußtritten hinaufsteigen mußten. Beiläufig erwähne ich, daß in Nordamerika die deutsche Gewohnheit, in Federbetten zu schlafen, fast überall Eingang gefunden hat.

Beim Aufwachen erstaunte ich über die Menge der an den Wänden des Zimmers herumkriechenden Wanzen, und wunderte mich, daß wir so gut geschlafen hatten. Ich fand nachher auch die übrigen Theile des ziemlich alten Hauses mit diesen Thieren bedeckt. Gleichwohl versicherten die Hausbewohner, daß sie nie einige Unannehmlichkeit davon empfänden, weil sie dann und wann in den Bettstellen und andern Orten, wo sie das Ungeziefer nicht dulden wollten, Picklingsköpfe befestigten, durch deren Geruch es abgehalten würde. Uebrigens kümmerten sie sich wenig um die Vertilgung desselben, was überhaupt in einer alten Wohnung kaum möglich war, da selbst die neu erbauten Häuser des Ortes schon davon wimmelten.

Nach eingenommenem Frühstück wurden wir von unserem Wirth im Dorfe herumgeführt. Ich lernte bei dieser Gelegenheit eine holländische Familie aus dem südlichen New-Yersey kennen. Sie machte einen auffallenden Abstich mit den gesunden und starken Bewohnern des hiesigen Landstriches, indem sie ein äußerst kränkliches Ansehen hatte, und besonders an der Mund-

fäule zu leiden schien, einem Uebel, das überhaupt den Marschgegenden ihrer Heimath eigen ist.

Wir kamen gegen acht Uhr Morgens mit unserem Wirth wieder nach Hause, wo Brands Verwalter, der seinen Handel schon abgeschlossen, und vier schöne junge Zugpferde für hundert und zehn Piaster gekauft hatte, uns zur Rückfahrt erwartete.

Während dieser Fahrt hatte ich wenig Gelegenheit Bemerkungen zu machen, da das eingetretene Regenwetter uns nöthigte, den Wagen mit einer Plane zu bedecken. Der anhaltende Regen machte in kurzem die Straßen schlecht und unfahrbar, und wiewohl der Wagen von acht Pferden gezogen wurde, so war es doch spät in der Nacht, als wir das Brandische Gut erreichten.

16.

Wir reisen, von Herrn Brand begleitet, auf dem Hudson nach New-York zurück. Bemerkungen über die Ufer dieses Flusses, die neu gebildeten Städte Hudson und Albany, die Ansicht der New-Yorkinsel und über andere auf der Fahrt wahrgenommene Gegenstände.

Bei unserer Ankunft auf dem Brandischen Gute fanden wir die ganze Familie noch munter und thätig. Es war am heutigen Abend dem Herrn Feddersen ein Brief von New-York zugekommen, worin der dänische Schiffskapitän Winstrup — derselbe, welcher uns nach Kopenhagen überfahren wollte — berichtete, daß sein Schiff segelfertig wäre, und wir Anstalt machen müßten, uns einzuschiffen. Dieser Umstand hatte den Herrn Brand zu dem Entschlusse veranlaßt, sich gleichfalls an den Bord seines Schiffes zu verfügen. Man war daher emsig mit Einpacken beschäftigt.

Am andern Morgen wurde frühzeitig aufgebrochen. Der Abschied von der liebenswürdigen Brandischen Familie, so wie vom alten ehrlichen Olasson, ging mir sehr nahe, und noch immer denke ich mit Rührung an diese guten Menschen, die mich mit so vieler Güte überhäuften. Da Brand viele Schiffsvorräthe und andere Waaren mitzunehmen hatte, so wurde

die Reise nicht zu Lande, sondern auf dem Hudson gemacht. Wir begaben uns nach der nächsten Fischerwohnung am Flusse, wo wir eine Barke zu unserer Aufnahme bereit fanden. Sie ging — denn die auf Frachtwagen vorausgeschickten Sachen waren bereits eingeladen, — ohne Verzug unter Segel.

Bald nach der Abfahrt begegneten uns viele, nach den Städten Hudson und Albany bestimmte Schiffe; denn diese Städte treiben nicht nur starken Verkehr mit New-York, sondern auch auswärtigen Handel. In Hinsicht des letztern wird besonders die Stadt Hudson, ungeachtet sie erst seit dem Jahre 1784 entstanden ist, sehr wichtig, und man behauptete schon damals, als ich mich in Amerika befand, daß sie gegen zweihundert große Seeschiffe unterhalte, die nach allen Theilen der Erde Reisen unternehmen. Hierbei muß ich jedoch bemerken, daß die Schifffahrt auf dem obern Hudsonflusse nur den Einheimischen gestattet wird, und daß fremde Fahrzeuge nicht weiter als bis nach New-York gehen dürfen, weil der Hafenbezirk dieser Stadt sich über den ganzen Fluß mit allen seinen Häfen erstreckt.

Wir schifften Anfangs dicht an den Ufern von New-Yersey hin. Es sind meistens schroffe Felsenreihen; ihre mit Holzung bedeckten Gipfel ragen bisweilen sechs hundert Fuß über der Wasserfläche hervor, was einen sehr erhabenen Anblick gewährt. Diese Höhe vermindert sich nur allmählich nach der Mündung des

Flusses hin, und beträgt noch in der Gegend der Stadt New-York sechzig bis achzig Fuß. Die Steinart ist ein Gemisch von Granit und Kalkstein. Das jenseitige Ufer der Grafschaft West-Chester erscheint minder hoch und felsig.

Als wir uns der New-Yorkinsel näherten, stachen wir weiter in die Mitte des Stroms, wo man eine herrliche Aussicht auf beide Ufer genießt. An der nördlichen Spitze jenes Eilandes erblickten wir die zwei Brücken, die dasselbe mit der Grafschaft West-Chester verbinden. Die eine, welche den Namen „Kingsbridge" (Königsbrücke) führt und durch die Kriege mit den Engländern merkwürdig ist, besteht aus Holz; die andere ist ein steinernes Gebäude. Auf beiden Brükken zeigte sich ein lebhaftes Gewühl von Menschen und Fuhrwerk.

Die New-Yorkinsel stellt im Norden eine Reihe steiler und hoher Felsen dar, die auf den Gipfeln mit Wald bewachsen sind. Sie senken sich aber, gegen Süden, immer mehr herab, so daß das Land bei der Hauptstadt ziemlich flach ist. Das Gestein besteht aus einer grauen eisenhaltigen, hier und da mit Granit vermischten Masse. Gegen den Fluß hin öffnen sich einige Felsenschluchten, durch welche wir die reizendsten Landschaften im Innern der Insel erblickten; denn es gibt daselbst sehr fruchtbare, mit vortrefflichem Erdreich bedeckte Thäler, zu deren Verbesserung der Fleiß der Einwohner ungemein viel beigetragen hat. Die

Felder sind durchgängig mit Steinmauern umgeben, daher die auf der Höhe gelegenen wie Weinberge mit gemauerten Absätzen aussehen.

In der Gegend von New-York fanden wir eine Menge mit dem Fischfang beschäftigter Boote. Viele derselben waren bloß mit Knaben und Mädchen bemannt, die jedoch bei ihrer Verrichtung eine große Geschicklichkeit zeigten, was sehr zu bewundern ist, weil nicht wenig Erfahrung dazu gehört, auf einem reißenden Strom und bei frischem Winde zu segeln und zu fischen. Ueberhaupt hatte ich in Amerika oft Gelegenheit zu bemerken, daß dort die Kinder frühzeitig an Arbeit gewöhnt und in den Stand gesetzt werden, ihren Aeltern und dem Staate zu nützen.

17.

Im Hafen von New=York scheiden wir vom Kapitän Brand, und begeben uns auf eine nach Kopenhagen bestimmte dänische Brig. Vorfälle vor der Abfahrt — wir treffen einen Nachkommen der Matowacken, Urbewohner der langen Insel — gegenwärtiger Zustand dieses indischen Volkstammes — Ankunft eines mit einwandernden Europäern besetzten Schiffes — Bemerkungen über die Lage solcher Ankömmlinge — ein Vorfall, welcher Anlaß gibt die Diebereien der Seeleute zu schildern — es wird auf der Brig eine Zusammenkunft gehalten, wie sie des Sonnabends in Amerika gewöhnlich ist — übler Ruf eines dabei anwesenden Schiffers, nebst Anführung gewisser Fehler, die man überhaupt unter Leuten dieses Standes häufig findet.

Wir erreichten gegen eilf Uhr Morgens die südliche Spitze der Stadt New=York, wo der Kapitän Brand sich von uns trennte, indem er nach seinem im Ostflusse liegenden Schiffe ging, und wir Uebrigen ein anderes Boot bestiegen, um zu der dänischen Brig bei Nutten=Island überzufahren. Der Kapitän Winstrup empfing uns sehr freundlich und wies uns zur Wohnung eine Kammer an, welche wie das ganze Schiff zwar klein, aber nicht ohne Bequemlichkeit war. Ein Umstand, der uns sehr erfreute, war, daß die sämmtliche Mann=

schaft, ungeachtet das gelbe Fieber noch fortwährend in der Stadt wüthete, sich vollkommen wohl befand.

Obschon die Brig segelfertig lag, so wurde doch, durch nicht vorhergesehene Umstände, ihre Abfahrt um einige Tage verzögert. Während dieser Zeit suchte ich mich so viel als möglich für die Reise einzurichten und hauptsächlich mit warmen Seekleidern zu versehen, wozu die vielen im Hafen herumfahrenden Handelsleute Gelegenheit darboten. Unter andern kaufte ich rothe wollene Hemden, dergleichen nicht nur von den amerikanischen, sondern auch von vielen andern Seeleuten häufig getragen werden; sie leisteten mir auf der Reise vortreffliche Dienste, indem die feuchte nebelige Witterung, die wir hatten, weniger Eindruck auf den Körper machte. Der Mann, von dem ich sie kaufte und weßhalb ich den Umstand erwähne, gehörte zu den Indianern, die von den Matowacken, den ursprünglichen Bewohnern der langen Insel, abstammen und dort noch gegenwärtig unter den Weißen leben. Sie haben Vieles von den europäischen Sitten und Gebräuchen angenommen, aber meistens nur das Verwerfliche. Die Thätigkeit und manche andere Tugend der Europäer blieb ihnen fremd. Ihre Felder bebauen sie selten mit eigener Hand, sondern treiben lieber ein leichteres, ihrer Trägheit zusagendes Gewerbe. So besaß z. B. der erwähnte Mann sehr ansehnliche Ländereien, und gleichwohl schränkte sich seine Beschäftigung bloß darauf ein, daß er von einem Schiffe zu dem andern

fuhr, um seinen Kram, der in Kleidern, in Naschwerk und Getränken bestand, zum Verkauf auszubieten. Um so mehr sind diese Indianer von der Leidenschaft für geistiges Getränk ergriffen; doch sollen sie bei ihren Gelagen die Vorsicht gebrauchen, daß sie aus jeder Familie Jemanden wählen, dem die Pflicht auferlegt wird, nüchtern zu bleiben und über die Trinker zu wachen*). Auch jener, den ich zu beobachten Gelegenheit hatte, schien dem Trunke sehr ergeben; so oft er ein Glas Rum verkaufte, unterließ er nie, für sich eins zu füllen, und es auf die Gesundheit des Käufers zu leeren. Bei dieser Neigung zum Rausche, verbunden mit den schädlichen Folgen, welche die europäische Lebensart überhaupt für die ursprünglichen Amerikaner hat, kann es nicht fehlen, daß die Abkömmlinge der Matowacken an einer gänzlichen Erschlaffung der körperlichen Kräfte leiden. Ihr vormals so zahlreicher und mächtiger Volkstamm ist schon bis auf einige Familien vermindert, und wird das den amerikanischen Indianern bestimmte Schicksal, unter den Europäern auszusterben, in kurzem theilen.

Eines Morgens legte sich ein von Irland kommendes Schiff dicht bei uns vor Anker. Es überbrachte eine große Anzahl einwandernder Europäer. Diejenigen, welche die Fracht bezahlt hatten, schifften sich so-

---

*) Wer denkt hierbei nicht an den König — βασιλευς — bei den Gastmählern der Griechen?

gleich aus, um entweder die Zeit des gelben Fiebers an einem sichern Orte abzuwarten, oder ihrer weitern Bestimmung zu folgen. Es gab aber auch viele darunter, welche die Reisekosten nicht aufbringen konnten. Dieß ist, wie bekannt, mit den nach Amerika kommenden Europäern häufig der Fall; sie werden dann im Schiffe gleichsam als Gefangene gehalten, bis Jemand sich findet, der sie in Dienst nimmt und ihre Schuld bezahlt. Zu dem Ende pflegen die Schiffskapitäne die Ankunft dienstsuchender Leute öffentlich bekannt zu machen, und die Ankömmlinge müssen es sich gefallen lassen, vor Jedermann zur Schau ausgestellt zu werden. So ging es auch auf diesem Schiffe. Es wurde daselbst am folgenden Tage ein ordentlicher Markt gehalten, indem von allen Seiten Herrschaften hinzukamen, welche die armen, in Reihen aufgestellten Menschen vom Kopfe bis zu den Füßen betrachteten, ihre Fähigkeiten, Zeugnisse u. s. w. prüften, und mit ihnen Verträge schlossen. Einige brachten sogar Aerzte mit, um die zu miethenden Leute in Rücksicht ihrer Gesundheit untersuchen zu lassen. Wenn nun dergleichen angenommene Dienstleute mit ihren Herrschaften an das Land kommen, wird der mündlich abgeschlossene Vertrag schriftlich aufgesetzt, von Zeugen unterschrieben und von der Obrigkeit bestätigt; denn ohne Beobachtung der vorgeschriebenen Form ist er nicht gültig. Entflieht ein Diener seinem Herrn, so muß er, wenn man ihn erwischt, für die Zeit seiner Abwesenheit doppelt

dienen. Obgleich das Gesinde in den vereinigten Staaten sehr gut bezahlt wird, so müssen doch die armen in Dienst tretenden Ankömmlinge oft sehr unvortheilhaft, bisweilen auf mehre Jahre sich verdingen, um ihre Schuld für das vorgeschossene Reisegeld zu tilgen; doch dürfen Kinder nicht über ihr ein und zwanzigstes Jahr in dieser Hinsicht verpflichtet werden. Die Reisekosten sind oft sehr beträchtlich; und die Schiffer gewinnen nicht selten ansehnliche Summen, wenn sie vermögenlose Europäer überfahren. So wurde mir versichert, daß die Ueberfahrt der eben erwähnten zwei tausend Piaster reinen Gewinn brächte.

Auf einem von Jamaika gekommenen Schiffe, das ebenfalls in unserer Nähe lag, fand man beim Ausladen der Güter, daß die Matrosen während der Reise einige große Rumfässer ziemlich ausgeleert hatten. Der Kapitän des Schiffes zeigte dieß dem Kaufmann, welchem die Ladung gehörte, unverzüglich an. Dieser kam auch zur Besichtigung der Fässer sogleich herbei, ließ aber die Sache, um der Mannschaft keine Unannehmlichkeiten zu verursachen, nicht weiter untersuchen, und sagte mit lächelnder Miene: er hoffe, der Rum werde von vorzüglicher Güte sein und sich vortheilhaft absetzen lassen, da er schon so vielen Beifall erhalten habe. Nach einiger Zeit kam der Kaufmann auf unser Schiff, und sprach mit Herrn Feddersen, wobei er unter andern Folgendes äußerte: „Ich habe noch nie eine Ladung Rum unversehrt erhalten, daher war ich schon

auf den jetzigen Fall gefaßt. Denn die Matrosen besitzen so viel feine Kunstgriffe, dieser verführerischen Waare beizukommen, daß weder die Vorsicht und Wachsamkeit ihrer Vorgesetzten, noch die Furcht vor der Entdeckung und Bestrafung vermögend ist, ihre Diebereien zu verhindern. Ich bekam einst," erzählte er, „köstlichen Sekt in versiegelten Gefäßen, wovon einige bei der Uebergabe fast ledig waren. Dennoch schienen sie völlig unversehrt, und es blieb für mich lange ein Räthsel, wie man den Wein herausgebracht hatte. Endlich entdeckten meine Leute Löcher unter den Reifen, indem man einige derselben zurückgeschlagen und dann wieder angetrieben hatte, um die gemachten Oeffnungen zu verstecken. Zu einer andern Zeit wurde mir von einem Schiffe Rum überbracht, wovon man einige halb mit Wasser angefüllt, und andere nach dem Anzapfen offen gelassen hatte, so daß ein großer Theil der Ladung entwendet oder verdorben war. Als dasselbe Schiff mit einer zweiten Rumladung anlangte, rühmte sich der Kapitän, daß er dießmal die Waare im beßten Zustand abliefere, denn sie wäre von seinen Offizieren gestaut und während der ganzen Reise auf das sorgfältigste bewacht worden. Gleichwohl zeigte sich beim Ausschiffen ein beträchtlicher Verlust. Denn obschon es den Matrosen an Gelegenheit, in den Schiffsraum zu kommen, gefehlt hatte, so waren sie doch so listig gewesen, zur Nachtzeit Löcher durch das Verdeck in die darunter liegenden Fässer zu bohren, und sie, mittels dünner

Röhre, nach und nach auszusaugen. Ein junger Kaufmann in Philadelphia" — fuhr er in der Erzählung fort, — „sagte vor einiger Zeit zu einem Schiffskapitän, daß es den Matrosen bei gehöriger Aufsicht der Offiziere nicht möglich sei, Diebereien an der Ladung zu begehen. Der Kapitän dagegen behauptete, das Schiffsvolk würde den Rum aus dem Fasse stehlen, wenn er sich auch darauf setzte, und foderte ihn zu einer Wette auf. Sie wurde angenommen. Man brachte eine volle Tonne auf das Verdeck, und der Kaufmann nahm, wie verabredet war, seinen Platz auf derselben. Es schlichen sich dann Matrosen in den Raum, bohrten ein Loch durch die Deckdielen in das Faß, und ließen den Rum in ein untergesetztes Gefäß laufen. Während dieß geschah, fing der Zimmermann an zu kalfatern, und machte, damit man das Geräusch des Bohrens nicht hörte, ein betäubendes Getöse. Der Koch setzte, wie es beim Kalfatern zu geschehen pflegt, den Pechkessel auf das Feuer, welcher einen so heftigen Geruch verbreitete, daß man den des auslaufenden Rums nicht empfinden konnte. Zu gleicher Zeit begannen einige Matrosen sich zu zanken und zu prügeln, um die Aufmerksamkeit des Wächters abzulenken. Der gute Mann saß unterdessen ruhig auf seinem Fasse, und beobachtete, ohne den Betrug zu ahnen, das Thun und Treiben der listigen Mannschaft. Endlich sah er nach seiner Uhr, und rief dem Kapitän frohlockend zu, daß seine Leute nun Anstalt machen müßten, den Rum zu steh-

len, indem die dazu bestimmte Zeit bald abgelaufen sei. Aber in diesem Augenblick rollte die ausgeleerte Tonne, welcher man von unten einen Stoß gegeben hatte, fort, und der Ueberlistete fiel der Länge nach auf das Verdeck. Der Zimmermann warf nun seinen Hammer auf die Seite, der Koch nahm den Pechkessel vom Feuer, die Zänker wurden Freunde, und die ganze Mannschaft kam herbei, um sich über den Kaufmann lustig zu machen, welcher genöthigt war, die verlorne, ziemlich ansehnliche Wette zu bezahlen."

Die Seeleute sind überhaupt weit von dem Gedanken entfernt, einen Diebstahl zu begehen, wenn sie auf der Reise genießbare Dinge zum eignen Gebrauch entwenden; ihrer Meinung nach kann der Kaufmann sich's wohl gefallen lassen, wenn sie sich auf seine Kosten etwas zu Gute thun, da sie mit Wind und Wellen kämpfen müssen, um ihm neue Reichthümer zuzuführen, während er zu Hause ruhig und im Ueberflusse lebt. Obschon in vielen Häfen die Seeleute gehalten sind, nach erfolgter Uebergabe der Ladung einen gerichtlichen Eid abzulegen, daß nichts davon veruntreuet worden ist, so glauben sie es doch mit gutem Gewissen thun zu können, wenn sie die entwendeten Waaren selbst verbraucht und nicht veräußert haben. Solche kleine Diebereien finden auch bei den Kaufleuten leicht Entschuldigung; und selbst die Obrigkeit rügt dieselben, im Fall sie klagbar werden, selten so streng, als wenn Jemand auf dem festen Lande dergleichen begeht. Dagegen wird

die Entwendung von Gütern, die den Verkauf derselben zum Zweck hatte, nach den Gesetzen des Landes bestraft; doch verfährt man zuweilen auch in diesem Falle mit ausnehmender Schonung. Im Ganzen verabscheuen die Seeleute dergleichen Diebstähle, besonders aber ist ein Geld- oder Kleiderdieb ein Gegenstand ihrer tiefsten Verachtung. Ich muß hier noch bemerken, daß das Stehlen auf den Schiffen sehr begünstigt wird, weil den Matrosen mancherlei Wege zur Ausrede offen stehen; denn es läßt sich oft schwer entscheiden, ob z. B. die Fässer und Kisten auf dem Schiffe, oder schon auf dem Lande bestohlen, ob sie durch diebische Hände oder durch die heftige Bewegung des Meeres zerschlagen wurden u. s. w.

Wir hatten den Kapitän Brand nach der Zurückkunft aus New-Yersey fast eine ganze Woche nicht gesehen. Endlich erschien er, begleitet von einigen Bekannten, am Sonnabende. Denn an diesem Tage pflegt man in den vereinigten Staaten, weil der Sonntag einer feierlichen Stille gewidmet ist, bei guter Zeit sich von den Geschäften frei zu machen, und gesellige Vergnügung zu suchen; gewöhnlich werden dann Trinkgelage veranstaltet, welche nicht selten die ganze Nacht fortdauern. Der Kapitän Winstrup ließ es indessen an nichts fehlen, die Gäste gut zu bewirthen, und letztere belohnten seine Freigebigkeit durch guten Appetit und die fröhlichste Laune. Es war drei Uhr Morgens, als die Gesellschaft noch um den Punschtisch saß und

Glas auf Glas hinunter schlürfte, indem sie dabei Gesundheiten ausbrachte, drollige Geschichten erzählte und lustige Lieder sang.

Um diese Zeit zog ich mich stillschweigend in meine Kammer zurück. Hier vernahm ich das Gespräch der auf dem Verdeck wartenden Bootleute des Kapitän Brand. Es betraf unter andern einen von den gegenwärtigen Gesellschaftern ihres Herrn; man schilderte ihn — er war Schiffskapitän — als den größten Bösewicht, den je das Salzwasser getragen hätte. „Er verkümmerte seinen Leuten," hieß es, „die Hälfte der vom Reeder bestimmten Beköstigung, und zwänge dieselben, indem er sich außerhalb Landes nie zu Geldvorschüssen verstände, alle Bedürfnisse von ihm zu kaufen und sich hoch anrechnen zu lassen; auch suchte er durch schlechte Behandlung es dahin zu bringen, daß sie fortliefen, und ihren verdienten Lohn im Stiche ließen. Auf der Fahrt nach Ostindien hätte er einen Matrosen durch üble Begegnung zur Verzweiflung gebracht, so daß er über Bord gesprungen und ertrunken wäre. Auf einer Reise im Südmeer sollte er einen seiner Leute entsetzlich gemißhandelt und dann unter dem Vorgeben, daß er entlaufen sei, auf einer unbewohnten Insel ausgesetzt haben, um nicht zur Rechenschaft gezogen zu werden. Leuten, die ihm schaden könnten und die er aus dem Wege zu räumen wünschte, wiese er so gefährliche Arbeiten an, daß sie verunglücken müßten. Auch pflegte er die geladenen Güter zu verfälschen,

Unterschleif zu treiben, und absichtlich große Beschädigungen des Schiffes zu veranlassen, um bei der Ausbesserung seinen Schnitt zu machen. Eben so suchte er in den europäischen Häfen durch allerhand Vorspiegelungen die Leute zum Auswandern zu bereden, und sie dann für die Ueberfahrt zu übertheuern, oder wohl gar während derselben um das Ihrige zu bringen." Wenn es wahr ist, daß man aus der Gesichtsbildung eines Menschen auf seine Weise im Denken und Handeln schließen kann, so glaube ich, daß das häßliche Gemälde, welches die Matrosen von diesem Schiffer entwarfen, nicht übertrieben war; denn in seiner Miene lag viel Abschreckendes, ob er schon übrigens die Eigenschaft eines guten Gesellschafters besaß.

Es gibt indeß unter den Schiffskapitänen nicht wenige, auf welche die eben gemachte Schilderung passen würde. Besonders lassen sie sich nicht selten eine schlechte Behandlung ihrer Untergebenen zu Schulden kommen, und ich habe oft bemerkt, daß die Freundlichkeit, welche sie, um Leute in ihren Dienst zu bekommen, am Lande annehmen, in ein entgegengesetztes Betragen übergeht, sobald das Schiff den Hafen verläßt. Es ist daher zu verwundern, daß sie bei ihrer Zurückkunft nicht öfter zur Rechenschaft gezogen werden. Allein der Leichtsinn des gemeinen Seemannes kommt ihnen hierin sehr zu Statten; denn einen gemißhandelten Matrosen zu besänftigen und sein erlittenes Unrecht vergessen zu machen, ist es oft hinreichend,

wenn sie ihm auf der Rückreise — zu welcher Zeit sie überhaupt gelinde Saiten aufzuziehen pflegen, — einige schmeichelhafte Worte sagen, und ein Paar Gläser Rum zu trinken geben. Der Matrose, dessen Kopf bei der Annäherung an das Land von den dort ihn erwartenden Freuden schwindelt, wird dann leicht zur Versöhnung gestimmt; und fühlt er erst das feste Land unter den Füßen, so hat er keine Zeit, auf Rache zu sinnen, sondern eilt, das Andenken an das ausgestandene Ungemach durch Vergnügungen aus seiner Seele zu vertilgen.

Unsere Gäste setzten ihre Lustbarkeiten ungestört fort, bis der Anbruch des Sonntags, Ruhe gebietend, sie aus einander gehen hieß. Da Brand gehört hatte, daß unser Schiff den nächsten Dienstag absegeln würde, so beschloß er beim Abschied, auch mit dem seinigen die von ihm zu unternehmende Reise zur selbigen Zeit anzutreten, um Feddersen's Gesellschaft noch so viel als möglich zu genießen.

18.

Unsere Brig geht, von dem Schiffe des Herrn Brand begleitet, unter Segel. Ankunft bei den Bänken von New-Foundland — rührender Abschied der beiden Kapitäne Brand und Feddersen, durch die Trennung ihrer Schiffe veranlaßt. Beschreibung der Fahrt über den Ocean. Beobachtungen, das Meer betreffend — der Gang der Wellen — das Leuchten des Meerwassers — die Bestandtheile desselben.

Beide Schiffe gingen am bestimmten Tage — am 15. September — gemeinschaftlich unter Segel, und ließen den Hafen von New-York in kurzem hinter sich. Ein frischer Westwind empfing uns auf dem hohen Meere und entzog bald das mir so merkwürdige Land unsern Blicken. So hoch die schäumenden Wogen auch stiegen, so konnten sie doch den Kapitän Brand nicht abhalten, auf unser Schiff zu kommen und bis spät am Abend bei uns zu bleiben. An den beiden folgenden Tagen wurde die Wiederholung seines Besuchs vom zunehmenden Winde verhindert; doch unterließen wir nicht, uns in der Entfernung durch das Sprachrohr mit ihm zu unterhalten.

Am vierten Tage nach der Abfahrt erreichten wir die Bänke von New-Foundland, den Punkt, wo beide

Schiffe sich trennen und ihrer verschiedenen Bestimmung folgen mußten. Obschon das Wetter, wie gewöhnlich in dieser Gegend, trübe und unangenehm und der Wind sehr heftig war, so bestieg doch Brand die Schaluppe, und erreichte, der hohen Wellen ungeachtet, unser Schiff, um uns das letzte herzliche Lebewohl zu sagen. Der Abschied zweier gleich edelgesinnter Männer, wie Brand und Feddersen, welche schon im Frühling ihres Lebens die innigste Freundschaft geschlossen hatten, und nun im Herbste desselben wahrscheinlich auf immer von einander schieden, konnte nicht anders, als mit den bittersten Gefühlen verbunden sein. In der That, es war ein rührender Anblick, als sie mit thränenden Augen einander umarmten und endlich mit Gewalt sich losrissen, während der trübe Himmel, die brausenden Wellen und der heulende Wind ihre Trennung zu beklagen schienen; eine Scene, welche den tiefsten Eindruck in meiner Seele zurückgelassen hat. — Die beiden Schiffe entfernten sich nach diesem Abschiede schnell von einander, indem das unsrige nach dem Norden von Europa und das andere nach den kanarischen Inseln steuerte. Aber die begrüßenden Kanonenschüsse des letztern tönten noch lange in unsern Ohren, und die Lebewohl zurufenden Flaggen an den Mastspitzen ragten am südlichen Horizonte noch aus dem Meere hervor, als das Schiff schon in dasselbe versunken schien.

Wir hatten im Ganzen eine langweilige und unangenehme Fahrt. Der Himmel war stets in nebelige

Dünste gehüllt, und die westlichen Winde stürmten fast unablässig. Unsere kleine Brig schwankte von der einen Seite zur andern, so daß man mit Bequemlichkeit weder stehen, sitzen noch liegen konnte, und daß jede Sache, die man aus den Händen legte, hin und her geworfen wurde. Die Stimmung der Mannschaft entsprach der Laune des Wetters; Zank, Murren und Fluchen traten an die Stelle geselliger Unterhaltung. Feddersen schien den heitern Sinn, welcher ihm sonst nie fehlte, ganz zu verlieren und, je mehr er sich dem Vaterlande näherte, dem Gedanken an sein erlittenes Unglück nachzuhängen. Bisweilen gelang es mir, seine Grillen zu vertreiben, aber der Kapitän Winstrup, der bei aller Theilnahme nicht die Gabe hatte, ein niedergeschlagenes Gemüth aufzurichten, führte sie immer bald wieder herbei, indem er das Gespräch auf Porto Santo und unsern daselbst erlittenen Schiffbruch lenkte. Kein fremdes Schiff oder sonst ein Gegenstand bot dem Auge Abwechselung und den Gedanken Zerstreuung dar, und die See zeigte nichts als schäumende, von Nebel verdunkelte Wellen, obschon an einigen Tagen nicht gewöhnliche Erscheinungen, die ich weiter unten erwähnen will, darauf wahrgenommen wurden. Was hätte unter solchen Umständen eine willkommnere Beschäftigung gewähren können, als das Lesen! Aber auch dieses war einer großen Einschränkung unterworfen; denn außer einigen Bibeln und nautischen Handbüchern fand sich kein gedrucktes Blatt im Schiffe. Ich fühlte daher

tief den Verlust der hübschen Bücher des Herrn Feddersen und meiner eigenen.

Dieser Mangel an Unterhaltung veranlaßte mich, so oft ich mit meinen Zöglingen nicht beschäftigt war, das Meer und dessen Bestandtheile aufmerksamer als bisher zu beobachten. Stundenlang stand ich bisweilen, und sah dem Gange der Wellen zu. Ich bemerkte, daß die Wellen des Oceans ganz verschieden von denen der kleinern Meere sind. Ich hatte z. B. an denen der Ostsee, des deutschen Meeres und des britischen Kanals oft wahrgenommen, daß sie keine beträchtliche Länge hatten, aber schnell, ungleich und in verschiedenen Richtungen auf einander folgten. Sie stiegen bei gewöhnlichen Stürmen selten über sechs Fuß hoch. Aber eben diese unbeträchtliche Höhe verursachte, daß ihnen die Kraft fehlte, ein schwer beladenes Schiff zu heben und unter demselben wegzugehen; vielmehr ließen sie, wenn ihr unterer Theil dasselbe berührte, den Gipfel bogenförmig überstürzen, oder, wie man zu sagen pflegt, sie brachen sich, wodurch das Schiff von den fürchterlichsten Stößen und Ueberschwemmungen litt. Ganz anders verhielt es sich mit den Wellen auf dem Ocean. Hier betrug ihre Länge gewöhnlich den achten, bei stärkerem Winde aber oft den vierten Theil einer Seemeile, und das Ende ihrer Breite konnte man nicht übersehen. Sie stiegen, nach Verhältniß der Länge, zu einer Höhe von sechs bis zwölf Fuß. Dabei war ihr Lauf so regelmäßig, daß man bei gleichförmigem

Winde immer auf der Uhr voraus bestimmen konnte, wenn die nächste Welle eintreffen würde. Bei ihrer Ankunft hob sie, ohne heftige Stöße zu verursachen, augenblicklich das Schiff empor, oder es schien vielmehr, als sprängе dieses hinauf. Es ereignete sich jedoch einige Mal, besonders bei schnell abnehmendem Winde, daß ziemliche Wasserfluthen sich über das Verdeck ergossen. Eines Tages, als eine kurze Windstille eintrat, erblickte ich eine Welle, die sich zu einer außerordentlichen Höhe aufthürmte. Ein Schwarm von Möwen flog mit ängstlichem Geschrei vor ihr her; und das Schiffsvolk rief erschrocken einander zu, sich festzuhalten. Mit einem furchtbaren Getöse stürzte sie in einer kleinen Entfernung vom Schiffe zusammen, und würde dasselbe, hätte sie es getroffen, sehr beschädigt haben. Ueberhaupt findet man auf allen Meeren, daß die Wellen nach dem Sturme eine Zeit lang höher gehen und sich leichter brechen, als während desselben. Denn der Wind ist zwar die Ursache ihres Entstehens, setzt ihnen aber auch Gränzen, indem er sie niederdrückt, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben. Ohne diese Gegenkraft würden sie in der Länge der Zeit immer höher steigen und sich zu ungeheuern Massen bilden. Läßt daher der Sturm plötzlich nach, so bewegen sie sich nach denselben Naturgesetzen, nach welchen der Perpendikel einer Uhr sich schwingt, eine Zeit lang fort, erheben sich aber, weil die Gegenkraft nicht mehr vorhanden ist, höher als zuvor, und bilden hohe zugespitzte

Wände, welche leicht zusammenstürzen. Auf diesem Grunde beruht die Erfahrung, daß der Sturm bald nachläßt, wenn das Meer während desselben auf einmal höher steigt, und dagegen schnell zurückkehrt, wenn es plötzlich wieder fällt. Es ist indeß leicht einzusehen, worin die Ursache liegt, daß zwischen den Wellen des Oceans und der oben erwähnten Meere eine Verschiedenheit Statt findet. Diese Meere sind vom Lande eingeengt und haben, wie alle Gewässer von beschränktem Umfang, keine beträchtliche Tiefe, sondern werden vielmehr oft von Klippen, Sandbänken und Untiefen unterbrochen. Die darauf erzeugten Wellen können daher nicht die Höhe erreichen, wie auf dem großen Weltmeere, welches den Winden eine unermeßlich tiefe Wassermasse darbietet, dieselbe auszuhöhlen und Berge aufzuwerfen; eben so wenig können sie sich in die Länge so weit ausdehnen als dort, wo sich ihr Spielraum viele hundert Meilen weit erstreckt. Auf den kleinern Meeren sind die Winde sehr unbeständig, denn oft strömen sie von zwei entgegengesetzten Küsten zu gleicher Zeit herab, wodurch das Wasser in verschiedenen Richtungen fortbewegt wird; daher die Wellen oft einander begegnen und sich durchkreuzen. Auf dem weiten Ocean hingegen sind die Winde weniger der Veränderung ausgesetzt, weil sie große Strecken durchlaufen können, ohne auf Länder zu stoßen und Widerstand zu finden; weßhalb auch die Bewegung, die sie dem Wasser geben, gleichförmiger ist.

Das Leuchten des Meerwassers hatte schon oft meine Aufmerksamkeit beschäftiget; auf der gegenwärtigen Reise zog es dieselbe mehr als jemals auf sich. In einigen Nächten schien der ganze Ocean im Feuer zu stehen, und noch heller war der Glanz, welcher die Bahn des segelnden Schiffes bezeichnete. So oft die Wellen dasselbe überschwemmten, blieb auf dem Verdeck und an allen Gegenständen, die davon benetzt wurden, eine Zeit lang ein flammender Schein zurück, so daß sie das Ansehen hatten, als wären sie mit Phosphor bestrichen. Am sonderbarsten erschienen die naß gewordenen Menschen, indem sie den Geistergestalten in den Volksmährchen glichen.

Am Abende, nachdem wir die Bänke von New-Foundland verlassen hatten, zeigte sich das Meer in einem ungewöhnlich funkelnden Glanze. Ich ließ mir einen Eimer Meerwasser schöpfen und bemerkte, daß er voll kleiner darin herumfahrender Fünkchen war. Um mich zu überzeugen, ob diese Erscheinung, wie man behauptete, leuchtenden Thieren zuzuschreiben sei, goß ich etwas Wasser durch ein weißes Tuch, und hatte das Vergnügen, letzteres wie mit Sternchen übersäet zu sehen. Als ich es an den Schein einer Kerze brachte, verwandelten sich diese Flämmchen in schwarze Punkte, die aber doch noch einen schwachen Schimmer von sich gaben. Bei näherer Untersuchung und mit Hülfe des Vergrößerungglases erblickte ich eine Menge kleiner Thierchen, wovon einige den Krabben, die meisten aber

den Flöhen ähnlich sahen. So wie das Tuch zu trocknen anfing, und die Thiere zu sterben schienen, verminderte sich nach und nach ihr Glanz und verlor sich endlich völlig.

In einer Nacht, als wir uns unter dem 55. Grad nördlicher Breite und dem 344. westlicher Länge befanden, wurde ich vom Kapitän Winstrup geweckt, um ein seltenes Schauspiel zu sehen, welches das Meer darstellte. Es schwammen auf dessen Oberfläche leuchtende Klumpen, von zwei und mehr Fuß im Durchmesser. Sie hatten eine kugelrunde Gestalt, die sich aber in eine eiförmige und noch gedehntere veränderte, je nachdem die Wellen sie bewegten. Wenn sie von denselben einander zugeführt wurden, vereinigten sie sich zu großen Massen, trennten sich aber nur selten, was ich als einen Beweis ihrer Zähigkeit ansah. Es glückte mir, etwas von dieser leuchtenden Materie zu schöpfen. Als ich den Eimer heraufzog, flammte er über und über. Das darin befindliche Wasser hatte eine feurige Decke; so oft ich mit einem Stock oder mit der Hand im Eimer rührte, trennte sich der leuchtende Stoff, und fuhr in tausend kleinen Kügelchen umher, die aber immer wieder auf der Oberfläche sich zu vereinigen strebten. Als das Tageslicht anbrach, verlor sich der Schein, und es zeigte sich auf dem Meere nichts, was man als die Ursache des ungewöhnlichen Phänomens ansehen konnte; auch im geschöpften Wasser konnte ich Anfangs nichts bemerken, bis ich endlich gewahr wurde, daß sich

auf dem Boden des Eimers ein durchsichtiger Schleim angesetzt hatte. Ich trug daher den Eimer in eine finstere Kammer, wo der Glanz im Wasser wieder zum Vorschein kam, aber nicht, wie zuvor, auf der Oberfläche, sondern auf dem Boden desselben, und zwar weit schwächer als zuvor. Am folgenden Tage verdickte sich der Schleim und zeigte sich in Fasern, ohne jedoch länger zu glänzen.

Solche Stoffe sind eine von den vorzüglichsten Ursachen, welche das Leuchten des Meeres veranlassen, und man findet immer, daß das Wasser bei Nacht um so heller glänzt, je unreiner und schleimiger es am Tage erscheint. Diese Materien rühren von den in Fäulniß übergegangenen Thieren und Pflanzen her, und sind im eigentlichsten Sinne des Wortes als phosphorisch anzusehen. Sie zeigen sich nur zu gewissen Zeiten auf der Meeresfläche, und es scheint, daß ihr Aufsteigen von der Richtung des Windes und dem Zustande der Atmosphäre abhängt; besonders ist dazu der Nordwind sehr günstig. Es sind mir solche phosphorische Substanzen auf meinen spätern Seereisen nie wieder in dem Maße vorgekommen; doch haben mich viele Seeleute versichert, daß ihr Erscheinen auf gewissen Meeren, besonders auf der Nordsee, nichts Ungewöhnliches sei. Indeß habe ich bisweilen im Meerwasser unzählige kleine Feuerkügelchen gefunden, welche das Vergrößerungglas als einen schleimigen Stoff darstellte. Auch fand ich oft, daß dergleichen an allen Dingen, die lange im

Meerwasser eingetaucht waren, sich anhing und sie glänzend machte. So bemerkte ich z. B. daß die Ankertaue, so oft sie aufgewunden wurden, mit einem Schleim überzogen waren, welcher zur Nachtzeit ein phosphorisches Licht verbreitete, ja bisweilen sah ich sie bei Nacht eine große Strecke unter dem Wasser leuchten, wenn dasselbe ruhig war. Eben so hatten die Boden der Schaluppen, wenn diese im Finstern auf das Verdeck gezogen wurden, denselben Glanz, und waren dann immer schleimig anzufühlen. Auch das gesalzene Fleisch, das man, bevor es gekocht wird, zur Ausfrischung während der Nacht in das Meer zu hängen, oder in einem mit Seewasser gefüllten Kübel zu halten pflegt, erschien ganz flammend, wenn es hervorgezogen wurde.

Leuchtende Thiere, z. B. die Mollusken (Weichthiere), Pholaden, die sechs und vierzigfüßigen Meerasseln u. s. w., so wie auch phosphorirte animalische und vegetabilische Theile, werden gewöhnlich als die einzigen Ursachen des Meerleuchtens angegeben. Es kommen aber auch viele Phänomene vor, wo es scheint, daß die Elektrizität dabei im Spiele sei. Dieß sind besonders diejenigen, welche durch das Reiben der Wassertheile unter sich, hauptsächlich aber mit fremden Körpern erzeugt werden. Wenn z. B. das Meerwasser im ruhigen Zustande noch so glanzlos und dunkel erscheint, so zeigen sich doch augenblicklich Funken, welche in allen Richtungen darin herum fahren, sobald es gerührt oder auf irgend eine Weise bewegt wird. Ferner sieht man

die Wellen an ihren Enden, wo sie das Wasser zu Schaum schlagen, oft so stark glänzen, daß es aussieht, als wären sie mit einem feurigen Saum eingefaßt. Hierher gehören auch die Erscheinungen, daß die Brandung außerordentlich weit leuchtet, die Ströme in der Tiefe des Meeres, wenn die Oberfläche ruhig ist, Lavaströmen ähnlich sehen, die Schiffe, wenn sie segeln, eine flammende Wasserfurche aufwerfen und hinter sich lassen, oder daß es, wenn man in einem Boote fährt, das Ansehen hat, als schaufelten die Ruderer feurige Funken. Eben so bezeichnen die Fische ihren Weg durch einen so lichten Strich, daß man sie der Größe und Gattung nach erkennen kann; ein Umstand, der manchen Beobachter verleitet hat, ihnen ein phosphorisches Leuchten beizulegen. Dieß ist wohl bei einigen Gattungen der Fall, auch sind sie bisweilen mit fremden phosphorischem Stoffe überzogen; allein in der Regel ist es vielmehr die von ihnen durchschnittene Bahn, welche man glänzen sieht. Ich beobachtete die Fische sehr oft in stillen Nächten, wo sie, umstrahlt von einem hellen Glanze, mit den schnellsten Bewegungen um das Schiff zu spielen pflegten. Nicht selten sah ich dann, daß sie Sprünge aus dem Wasser machten, wobei sie aber ihren Glanz augenblicklich verloren und ganz schwarz erschienen. Bisweilen warf ich auch einen Angelhaken aus. Eilte dann einer der Lockspeise zu, so hatte es das Ansehen, als flöge ein Blitzstrahl darauf los. Während er, um anzubeißen,

dabei verweilte, war der ihn umgebende Schein, wegen der geringen Bewegung, die er dann machte, sehr matt und oft völlig verschwunden. Verschlang er den Haken nicht und schwamm davon, so schien es, als ob auf der Stelle, die er verließ, ein Blitz sich entzündete, welcher in das Meer fortschösse. Wenn er sich aber fing und nun wieder zu befreien strebte, so entstand ein zitternder Schein, welcher jedoch aufhörte, sobald ich die Angel aus dem Wasser zog. Der Fisch erschien dann immer ohne Glanz, ja zuweilen völlig schwarz, wenn auch seine Farbe bei Tage heller war. Auf einer spätern Reise über den Ocean war ich Augenzeuge eines Phänomens, welches ohne Zweifel der Wirkung der Elektrizität zuzuschreiben ist. Am Abend nach einem heißen Tage erhob sich ein leises nördliches Lüftchen, das den mit Dünsten angefüllten Luftkreis schnell reinigte. Es zeigten sich dann am klaren Himmel kleine Blitze und andere feurige Meteore, von denen wir zu sagen pflegen, daß sich das Wetter abkühle. Zu gleicher Zeit aber stiegen Flammen aus der Tiefe des Meeres auf, welche sich einige Fuß über die Oberfläche in die Luft erhoben und mit einem Knistern verschwanden. Das Wasser umher warf Schaum auf und gerieth in eine kochende Bewegung.

Alle diese bisher erwähnten Arten des Meerleuchtens werden nur des Nachts wahrgenommen; allein die See erscheint bisweilen auch am Tage in einem ungewöhnlichen Glanze. Wenn man einem Zuge von

Fischen begegnet, so ist das von ihnen zurückstrahlende Licht manchmal so stark, daß man einen Strom geschmolzenen Silbers zu erblicken wähnt. Der von den Wellen aufgeworfene Schaum hat nicht selten eine blendend weiße Farbe; ja, bisweilen häuft er sich in so großer Menge an, daß das Meer einer Schneefläche ähnlich sieht. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in den Kalk- und Gipstheilen, welche dem Seewasser beigemischt sind, und dasselbe seifischt und gäschend machen. Sie äußern sich in ihren Wirkungen stärker oder schwächer, je nachdem sie durch die Revolutionen, welche von Zeit zu Zeit unter den Bestandtheilen des Seewassers Statt haben, in einem größern oder geringern Maße nach der Oberfläche getrieben werden.

Ich stellte auf gegenwärtiger Reise auch einige Mal Versuche an, die Bestandtheile des Meerwassers zu erforschen. Zu dem Ende wog ich eines Tages zwei Pfund davon ab, und setzte es in einem Fleischkessel auf das Feuer. Ich war dann bemüht, die aufsteigenden Dämpfe mit einem reinen Schwamm aufzufangen, und denselben, so oft er sich vollgesogen hatte, auszudrücken, wodurch ich beinahe drei Viertelpfund völlig süßes und schmackhaftes Trinkwasser bekam. Meine Leser sehen hieraus, daß man das Meerwasser auch ohne Destillirkolben, bloß durch dieses ganz einfache Mittel, genießbar machen kann; allein, es ist nur im äußersten Nothfall anzuwenden, weil es einem Menschen täglich mehre Stunden kostet, um so viel Trink-

wasser zu gewinnen, als er zu seinem Unterhalte bedarf, weßhalb es auch vielen Seeleuten gar nicht bekannt ist.

Nachdem die wässerigen Theile völlig verdunstet waren, fand ich, daß an den Seiten des Kessels Salz angeschossen war, welches nach einer sorgfältigen Sammlung den neunzehnten Theil von dem Gewichte des Wassers ausmachte. Auf dem Boden blieb ein gallertartiger Niederschlag zurück, welchen ich zwar nicht näher untersuchte, der aber, wie die mühsamen Untersuchungen vieler Naturforscher gezeigt haben, Gips, Kalkerde, animalische und vegetabilische Substanzen enthält. In diesem Bodensatze liegen die Theile verborgen, welche dem Meerwasser seinen eigenthümlichen bittern Geschmack geben. Einige Naturforscher halten diese Bitterkeit für eine Wirkung des Erdharzes, welches dem Meere durch die Flüsse mitgetheilt würde. Es gibt allerdings Ströme, welche mit erdharzigen Theilen geschwängert sind; so führen z. B. einige, welche sich in die kaspische See ergießen, weiße und schwarze Naphtha bei sich, und man hat mit gutem Erfolge versucht, das Wasser dieser See durch eine Mischung von süßem Wasser mit einer gewissen Quantität Kochsalz und Naphtha nachzuahmen. Allein, nur wenige Flüsse haben eine solche Beschaffenheit, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie dem weiten Ocean die bittern Stoffe mittheilen können. Mit größerer Sicherheit verfahren daher diejenigen, welche die Bitter-

keit des Meerwassers den oben erwähnten Beimischungen zuschreiben, und dieselbe als eine Eigenschaft ansehen, welche ihm vom Anfange der Schöpfung mitgetheilt wurde; denn wäre sie später durch den Zufluß erdharziger Theile entstanden, so müßte sie immer mehr zunehmen, was jedoch die Erfahrung nicht bestätigt.

Bei meiner obigen Untersuchung des Meerwassers war mir Anfangs der gefundene Salzgehalt auffallend, indem er den Ergebnissen meiner frühern deßhalb angestellten Prüfung sehr widersprach. Ich hatte nämlich einmal in der Nordsee $\frac{1}{18}$, und zu einer andern Zeit im britischen Kanale $\frac{1}{12}$ Salz erhalten, und gleichwohl wußte ich, daß dieses in der Mitte des Oceans weit reichlicher vorhanden ist, als in den Gewässern um die Küsten, welchem durch die Ergießung der Flüsse fortwährend süßes Wasser zugeführt wird. Allein, ich zog bald in Erwägung, daß das Wasser der Oberfläche, dessen ich mich zu der gegenwärtigen Untersuchung bediente, wenig gesalzen sein konnte, weil seit einigen Tagen ein heftiger Regen gefallen war, und solcher, vermöge seiner großen Leichtigkeit, eine Zeit lang auf dem Meerwasser eine Decke bildet, bevor er sich mit demselben vermischt. Dieß veranlaßte mich, sogleich einen zweiten Versuch anzustellen, wozu ich das Wasser aus einer Tiefe von zwanzig Fuß schöpfte, indem ich eine Flasche mit Blei beschwerte, mit einer Leine versah, und an dem darauf gesteckten Stöpsel eine zweite Leine befestigte, so daß man denselben, wenn die Flasche die

bestimmte Tiefe erreicht hatte, herausziehen konnte, um das Wasser hinein zu lassen. Der Umstand, daß das Schiff, wegen eines erlittenen Schadens, einige Stunden beilegen mußte, begünstigte das Schöpfen, welches bei einer schnellen Fahrt unmöglich gewesen wäre. Als nun das solchergestalt gewonnene Wasser auf die oben beschriebene Weise verdunstet war, bekam ich $\frac{1}{10}$ Salz und folglich beinahe doppelt so viel, als bei dem ersten Versuche. Ich bin aber deßhalb nicht der Meinung, daß die salzigen Theile, vermöge ihrer Schwere, mit der Tiefe des Meeres zunehmen und folglich nach und nach auf den Grund desselben sinken. Wäre dieß der Fall, so müßte der Meeresboden allenthalben mit ungeheuern Salzschichten bedeckt sein; gleichwohl findet man auf den tiefsten Stellen, die das Bleiloth erreicht, oft nichts als klaren Sand. Ich bin vielmehr überzeugt, daß es mit dem Salze des Meeres eine ganz andere Bewandniß habe, als mit demjenigen, welches man z. B. in einem Glase auflös't. Dieses setzt sich freilich zu Boden und theilt sich, so lange es nicht umgerührt wird, den untern Theilen des Wassers in einem stärkern Maße als den obern mit. Jenes hingegen ist mit dem Wasser auf das innigste verbunden, und wird überdieß durch Ebbe und Fluth, durch Ströme, Winde und Thiere bis zur größten Tiefe in Bewegung gesetzt und erhalten.

Während ich mit dem letztern Versuche beschäftigt war, äußerte der Kapitän Winstrup, daß er glaube:

„das Meer erhalte sein Salz durch die Flüsse." Diese Meinung gehört zu den verschiedenen Hypothesen, die man aufgestellt hat, um den Ursprung des Meersalzes zu erklären, und die sich auf die Voraussetzung gründen, daß das Meer anfänglich süß gewesen sei. Wären die Flüsse wirklich die Ursache — wogegen aber schon ihr unmerklicher Salzgehalt streitet, — so würde das Land in die Länge der Zeit gänzlich des Salzes beraubt und das Meer hingegen völlig damit gesättigt werden; eben so müßten die Küstengewässer mehr davon enthalten, als das hohe Meer, und noch andere Umstände eintreten, welche die Erfahrung nicht bestätigt. Hätte das Meer seine Salzigkeit nur nach und nach bekommen, so müßte man annehmen, daß die zahllosen Bewohner dieses Elementes, welche im frischen Wasser durchaus nicht dauern und gedeihen können, vom Anfange der Schöpfung nicht vorhanden waren, sondern auch erst nach und nach entstanden. Man kann daher wohl nicht zweifeln, daß dem Meere seine Salzigkeit weder durch die Flüsse, noch, wie Andere behaupten, durch die auf seinem Boden befindlichen Salzquellen und Steinsalzschichten, sondern ursprünglich gegeben wurde. Es erhielt dieselbe vom Schöpfer, wie es scheint, nicht sowohl um es vor der Fäulniß zu verwahren (denn auch das Seewasser ist in gewissen Fällen, z. B. bei langen Windstillen, derselben fähig), sondern hauptsächlich um es zu verdichten, und dadurch dessen Ausdünstung zu mäßigen, weil außerdem die entstehenden

Wolken sich zu sehr anhäufen, sich zu bald entladen und so die angränzenden Länder mit den heftigsten Regengüssen überschwemmen, die andern hingegen ganz ohne Bewässerung lassen würden. Ein anderer wichtiger Zweck, weßhalb der Schöpfer dem Meere das Salz beimischte, scheint auch der zu sein, daß es die öligen und fettigen Theile zersetze, und in einer steten Auflösung erhalte; denn sonst würden sie auf der Oberfläche sich sammeln und alle Ausdünstung verhindern.

19.

Wir erreichen die nördlichen Gewässer von Schottland, wo der Anblick eines vermeinten feindlichen Kapers uns in Schrecken setzt. Das Kattegat — unser Schiff kommt in Gefahr an den schwedischen Klippen zu scheitern. Helsingör — der Sundzoll — Thätigkeit der Batterien auf der Festung Kronborg.

Obschon unsere Fahrt über den Ocean nicht angenehm war, so ging sie doch, wegen der anhaltenden Westwinde, die sie begünstigten, schnell von Statten. Da sich in New=York vor unserer Abreise das allzu frühzeitige Gerücht verbreitet hatte, daß zwischen England und Dänemark ein Krieg ausgebrochen sei — was erst im folgenden Jahre geschah, — so hielt es der Kapitän Winstrup für das Rathsamste, nicht durch den britischen Kanal, sondern um Schottland zu segeln, weil man auf dem letztern Wege weniger, als auf dem erstern, von den englischen Kreuzern zu fürchten hatte.

Wir kamen daher am 30. September zwischen den Shetland= und den orkadischen Inseln an. Hier drehte sich der Wind nach Norden, das Wetter klärte sich auf, und wir erblickten im Abendroth das Eiland Fair. Am

andern Morgen, als die Sonne aufging, erschienen einige Schiffe, welche, von Süden kommend, nach der Insel Mainland steuerten. Ein Schooner, der uns nahe kam, zog die dänische Flagge auf. Winstrup, der sich freuete, einen Landsmann zu finden, säumte nicht, auch die seinige zu zeigen; aber in diesem Augenblick nahm der vermeinte Landsmann die dänische Flagge — deren er sich nur, weil sie noch neutral war, um uns auszuforschen bedient hatte — ab, und ließ Statt ihrer die englische wehen. Diese Demaskirung verwandelte Winstrups anfängliche Freude in ein panisches Schrecken. In der Meinung, England führe Krieg mit Dänemark, schöpfte er Verdacht und hielt den Schooner, ob er gleich das Ansehen eines unschuldigen Kauffahrers hatte, für einen auf uns Jagd machenden Kaper; ja, seine erhitzte Einbildungkraft ließ ihn das Verdeck desselben voll Menschen erblicken, welche Kanonen luden und Anstalt zum Angriffe machten. Er setzte daher alle Segel bei, und steuerte hin und her, um dem gefürchteten Feinde zu entgehen. Dieses Benehmen erregte ebenfalls den Argwohn des Schooners; auch er fing an unruhige Bewegungen zu machen, und segelte endlich in der größten Eile davon. Alle die übrigen Schiffe folgten seinem Beispiele. Während unseres Aufenthalts in Kopenhagen erfuhren wir, daß sie sämmtlich in Schottland mit der Nachricht eingelaufen waren, zwischen den Orkaden und den Shetland-Inseln einen französischen Kaper angetroffen zu haben, welcher un-

ter dänischer Flagge kreuzte. Auf diese und ähnliche Weise geschieht es oft, daß Schiffe einander ohne Noth Schrecken einjagen und Veranlassung zu falschen Gerüchten geben.

Der Kapitän Winstrup war indessen so vorsichtig geworden, daß er seinen frühern Plan, geraden Weges nach dem Kattegat zu segeln, aufgab und, um unter den Schutz der norwegischen Küste zu gelangen, ostwärts steuerte. Wir erreichten dieselbe am 5. Oktober und segelten dann, wie die Handelschiffe kriegführender Nationen zu thun pflegen, dicht am Lande hin, immer bereit, in den nächsten Hafen zu schlüpfen, so oft ein verdächtiges Segel sich zeigt. Erst am folgenden Tage erfuhren wir von einigen Fischern, daß die dänische Flagge noch neutral und unsere Vorsicht unnöthig war.

Ohne irgend einen Vorfall, der eine Bemerkung verdiente, erreichten wir am 10. das Kattegat. Hier empfing uns ein heftiger Ostwind, welcher, verbunden mit einem starken Ausströmen des baltischen Meeres, unsern Fortschritten große Hindernisse in den Weg legte. Winstrup beschloß daher, als wir uns in der Gegend von Gothenburg befanden, einen Ankerplatz zu suchen, weßhalb er nach der schwedischen Küste steuerte. Während dieß geschah, wurde das Wetter äußerst trübe, die vor uns liegende Küste entschwand unsern Augen, und wir geriethen in ein Labyrinth von Untiefen und Klippen, aus welchen kein Ausweg zu finden war.

Schon hatte das Schiff heftige Stöße erhalten und würde unvermeidlich gescheitert sein, wäre ihm nicht, gerade als die Nacht einbrach, ein schwedischer Lootse zu Hülfe gekommen. Er führte dasselbe durch unzählige Krümmungen aus der gefährlichen Gegend und ließ es in einem kleinen, von wüsten Felsen umgebenen Nothhafen ankern. Wir lagen hier in der größten Einsamkeit, jedoch in guter Ruhe bis zum 15., wo wir wieder unter Segel gingen, und von einem frischen nordwestlichen Wind dem Sunde zugeführt wurden.

Helsingör lag am 17. uns zur Seite. Der Kapitän Winstrup bestieg sogleich die Schaluppe, um den üblichen Sundzoll zu entrichten. Ich begleitete ihn, weil ich hoffte, bei dieser Gelegenheit die Stadt in Augenschein nehmen zu können. Allein es wurde uns, da wir von New-York, einem so ungesunden Orte kamen, das Aussteigen an das Land verweigert, daher ich, außer einigen Zollbedienten, welche die vorgezeigten Papiere mit Zangen anfaßten, nichts zu sehen bekam, was meine Aufmerksamkeit erregte.

Gegen Abend setzten wir die Reise weiter fort. Kaum hatten wir Helsingör im Rücken, so begannen die Batterien der Festung Kronborg zu feuern. Ihr Zorn war auf zwei englische Kauffahrer gerichtet, welche Lust bezeigten, durch den Sund zu gehen, ohne den Zoll zu erlegen. Anfänglich schienen diese der auf sie abgeschossenen Kugeln wenig zu achten, indem sie dicht

an der schwedischen Küste hinsegelten, und ihnen überdieß die nächtliche Finsterniß, der Wind und der Strom zu Statten kamen; doch wurden sie endlich gezwungen, nach der dänischen Seite herüber zu steuern und beizulegen, und mußten wahrscheinlich, weil sich die Festung jeden Schuß theuer bezahlen läßt, nicht wenig büßen.

20.

Ankunft in Kopenhagen — Gesetze, welchen man sich während der daselbst zu haltenden Quarantäne unterwerfen muß. Kurze Geschichte der Stadt. Ihr gegenwärtiger Zustand. Beschaffenheit der Straßen, Häuser u. s. w. Die Dreieinigkeit- oder so genannte „runde" Kirche. Das Schloß. Die Kanzlei. Der Schloßgarten — Bemerkungen über das richtige Deutsch, welches in Kopenhagen gesprochen wird. Die Börse. Das Rathhaus. Die Gebäude der Universität. Wir wohnen der Hochzeit eines dänischen Schiffers bei — dieß gibt Gelegenheit, einen Blick auf die Ehen der Seeleute überhaupt zu werfen — Vorfälle, welche die strenge Polizeiverfassung und den Muthwillen des Pöbels, wie auch das Ansehen und die Vorrechte der Studenten in Kopenhagen beweisen.

Am nächsten Morgen erblickten wir die anmuthige Insel Amak, und erreichten gegen Mittag den schönen und geräumigen Hafen Kopenhagens. Bei der Einfahrt in denselben empfing uns der nicht unerwartete Befehl, Quarantäne zu halten, weßhalb man, wie es unter solchen Umständen Sitte ist, an der Spitze des großen Mastes eine gelbe Flagge aufzog, um Jeden vor der Annäherung zu warnen, weil er sich sonst ebenfalls der Quarantäne unterwerfen muß. Bald darauf wurde uns auch ein Wächter zugeschickt.

Er überbrachte zu unserem nicht geringen Mißvergnügen die Nachricht: das Sanität-Collegium habe uns eine zweimonatliche Quarantäne zuerkannt; doch bewirkte späterhin sein Zeugniß von der guten Gesundheit unserer Mannschaft, so wie die Fürbitte der Kaufleute, welchen an dem Empfange der Schiffsladung nicht wenig gelegen war, hauptsächlich aber die eingetretene kalte Jahreszeit, daß die obige Frist auf drei Wochen herabgesetzt wurde. Wir empfanden während der Zeit weniger Unannehmlichkeiten, als es sonst bei dieser Art Gefangenschaft der Fall zu sein pflegt. Zwar hatte man uns anfänglich in einen Winkel des Hafens verbannt und eine strenge Eingezogenheit eingeschärft; nach wenig Tagen aber durften wir in der Mitte des Hafens vor Anker gehen. Man gestattete ferner allen Leuten, die uns zu sprechen wünschten, sich dem Schiffe zu nähern. Auch erhielten wir die Erlaubniß, den in Booten herumfahrenden Handelsleuten Aufträge zu geben und Waaren abzukaufen; nur mußten die erhandelten Sachen, um jede körperliche Berührung zu vermeiden, in einem Korbe auf das Verdeck gezogen, das Geld dafür aber in einen Eimer Wasser geworfen und so hinabgelassen werden. Ja, endlich wurde uns erlaubt, unter Aufsicht des Wächters im Hafen herum zu fahren; doch mußte die Schaluppe mit einer gelben Flagge versehen sein.

Die große, prächtige und volkreiche Stadt, so wie der lebhafte, mit unzähligen Schiffen angefüllte Ha-

fen, gewährte den angenehmsten Anblick. Ich glaube, wenig Städte machen einen so großen Eindruck auf das Auge, als Kopenhagen, wenn man sich mitten im Hafen befindet. Man sieht sich hier von Festungen, Thürmen, Palästen, schönen öffentlichen und Privatgebäuden, und vom Gewühl des Handels und Gewerbfleißes amphitheatralisch umgeben. Zwei Haupttheile der Stadt, nämlich die Alt- und Neustadt, liegen gegen Abend, Morgen und Mitternacht; der dritte Hauptheil, Christianshafen genannt, befindet sich auf der gegen Mittag gelegenen Insel Amak, die eine vortreffliche Schutzmauer des Hafens bildet, indem sie an beiden Seiten desselben nur durch einen schmalen und krummen Kanal von der Insel Seeland geschieden ist. Da die Stadt im Ganzen eine sehr niedrige Lage hat, so ragen überall im Hintergrunde die anmuthigen Landhäuser und Gärten hervor. Sehr romantisch erscheint auf einer Höhe das von allen Seiten mit prächtigen Anlagen umgebene Lustschloß Friedrichsberg, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königlichen Familie.

Während wir Quarantäne halten mußten, hatte ich Gelegenheit mich mit der Geschichte Kopenhagens genau bekannt zu machen, indem ich unter den Büchern, die uns von einem Freunde des Kapitän Feddersen zur einstweiligen Unterhaltung zugeschickt wurden, einige dänische Schriften fand, die eine ausführliche Beschreibung von dem Ursprung und Fortgang dieser Stadt enthielten. Es ergibt sich daraus, daß die

Gegend, wo Kopenhagen gegenwärtig liegt, zu Anfange des eilften Jahrhunderts völlig unbewohnt war, weil Seeräuber häufig den Hafen besuchten, und das Land umher unsicher machten. Um diese Zeit aber wurde vom Bischof von Röskild, Absolon Huide, welchem die Landschaft als eine Domäne gehörte, zu ihrer Beschützung ein Fort angelegt. Bald darauf ließen sich einige Fischer in der Nähe desselben nieder. Die wohlhabendsten darunter errichteten mit der Zeit Magazine und vergrößerten ihre Wohnungen, um die Fremden, welche zum Einkauf der Fische kamen, beherbergen und mit Lebensmitteln versehen zu können. Dadurch bildete sich in kurzem ein ziemlich lebhafter Verkehr mit dem In= und Auslande, so daß man die neuentstandene Ortschaft „Kiöbmannehavn" (Hafen der Kaufleute oder Handelshafen) nannte, woraus späterhin der Name „Kiöbenhavn" entstand, welchen die Stadt noch gegenwärtig in der dänischen Sprache führt. Dieser aufkeimende Handel machte den erwähnten Bischof auf die vortreffliche Beschaffenheit des Hafens und auf die schöne Lage des neuen Ortes aufmerksam, weßhalb er sich alle Mühe gab, letztern in Aufnahme zu bringen. Er ertheilte den Einwohnern ansehnliche Privilegien, und erbaute im Jahr 1168 ein Schloß, welches den Namen „Stegelsborg" — Burg des Rades oder Radeburg — erhielt, weil man zuvor auf dem Platze, wo es stand, die gefangenen Seeräuber zu rädern pflegte. Dieses Gebäude, welches von Zeit zu

Zeit erweitert wurde, diente in der Folge den Königen zur Residenz, und man hat es erst im vorigen Jahrhundert abgebrochen, und schöner wieder aufgebaut. Der Bischof Inus Grand erhob im Jahr 1204 Kopenhagen zu einer Stadt, und versah dieselbe 1254 mit mehren Privilegien. Doch war sie noch offen und uneingeschlossen, bis im Jahr 1292 König Erich Mändeved den ersten Grund zu ihrer Befestigung legen und sie erweitern ließ. Vom König Erich von Pommern erhielt sie im Jahr 1422 abermals neue und sehr vortheilhafte Privilegien, blieb aber noch, wie vorher, bei dem bischöflichen Stuhle zu Röskild, der bisherigen Hauptstadt, bis sie vom König Christoph dem Dritten gegen andere Ländereien ausgetauscht, mit den Rechten und Freiheiten, welche die königlichen Städte genossen, beschenkt, und zum Sitze des Königs erhoben wurde. Die Könige aus der gräflich oldenburgischen Familie machten sich's zur Pflicht, sie zu vergrößern und zu verschönern, was ihr Aufblühen sehr beförderte; denn die zum Hofe und zu den Landescollegien gehörigen Beamten, so wie viele andere vornehme Familien, vermehrten die Zahl der Einwohner und Häuser um mehr als die Hälfte. Kurz darauf (1478) ward die hohe Schule errichtet, die auch Leute und Geld aus dem ganzen Reiche herbeizog. Späterhin veranlaßte der in Deutschland wüthende dreißigjährige Krieg viele Kaufleute, Künstler und Handwerker, sich nach Kopenhagen zu wenden und daselbst

ansässig zu machen. Auch wurde die Bürgerschaft mit einer ansehnlichen Colonie geflüchteter Hugonotten vermehrt, deren Nachkommen noch jetzt eine besondere Gemeine ausmachen. Auf diese Weise stieg Kopenhagen in sechs hundert Jahren — was sich die meisten großen Städte Europa's nicht rühmen können, — zu einer solchen Höhe, daß es gegenwärtig, ungeachtet der vielen hier nicht aufzuzählenden Unglücksfälle, die es betrafen und sein Emporkommen hemmten, als eine der größten, schönsten und volkreichsten Stadt unsers Erdtheils anerkannt wird.

Nachdem unsere Gesundheit die dreiwöchentliche Probe bestanden hatte, fand sich am Abend das sehnlich erwartete so genannte Pratikboot mit einigen Aerzten ein; welche uns, nach den vorausgegangenen Förmlichkeiten, die Freiheit mit dem Lande zu verkehren, oder, wie man zu sagen pflegt, „Pratik" ertheilten. Die Förmlichkeiten bestehen darin, daß, sobald das Boot beim Schiffe erscheint, alle darauf angekommene Personen sich in eine Reihe stellen und besichtigen lassen. Zeigt sich in ihrem äußern Ansehen nichts, was eine Krankheit verräth, so steigt dann der Pratikmeister, d. h. der oberste zur Aufsicht über die Quarantäneschiffe bestellte Arzt, auf das Verdeck und begrüßt die Ankömmlinge mit dem Worte: „Pratik," worauf die gelbe Flagge sogleich herabgenommen wird.

Ich verlor am andern Morgen keine Zeit, mich

mit meinen Zöglingen an's Land zu begeben. Wir durchstrichen Anfangs alle Viertel der Stadt auf die Art, wie der Seemann zu thun pflegt, wenn er viele Wochen lang auf den engen Raum eines kleinen Schiffes beschränkt war, das ist, ziemlich flüchtig, und mehr um den Füßen freien Lauf zu lassen, als aufmerksame Beobachtungen anzustellen. Ich fand, daß die Straßen der Altstadt, wie in den meisten alten Städten, krumm, enge und düster sind; doch kann überall eine Kutsche durchkommen. Um so breiter und regelmäßiger hat man die Straßen der Neustadt angelegt, am schönsten aber die von Christianshafen. Die Häuser haben fast durchgängig drei Stock; die meisten sind von Stein, aber auch viele von Ziegeln. Der größte Theil derselben ruht auf Pfählen, weil die Stadt, wie oben erwähnt, eine sehr niedrige Lage hat, und überdieß nicht nur vom Hafen, sondern auch an der Landseite von einem frischen See umgeben und mit Kanälen durchschnitten ist, was den Boden sehr sumpfig macht. Der Umfang der Stadt mag sich auf anderthalb Meilen belaufen, wenn man vom Eingange des Hafens an, längs dem Walle über die fliegende Brücke beim blauen Thurm, und so rund herum nach dem Kastell geht.

Nachdem wir auf diese Weise, manchen Kreuz- und Querzug mit eingerechnet, um die Stadt gewandert, und mit einer oberflächlichen Kenntniß derselben

versehen waren, gingen wir in eine Taverne, wo wir zur Tischgesellschaft fast lauter Deutsche fanden. Unter andern wurde ich mit einem geschickten Maler, Herrn Schmidt aus Nürnberg, in kurzem vertraut; er erbot sich, uns die Merkwürdigkeiten Kopenhagens zu zeigen, und machte gleich nach geendigter Mahlzeit den Anfang, sein Versprechen zu erfüllen. Vor allen Dingen besuchten wir einige der vorzüglichsten Kirchen, wozu der heutige Tag — denn es war Sonntag, — die schicklichste Gelegenheit darbot.

Von diesen zum Theil prächtigen, oder wegen hohen Alters merkwürdigen Gebäuden erwähne ich bloß die Kirche der Dreieinigkeit, die man nach der Form ihres Thurms gewöhnlich „die runde" nennt. Sie ist vom König Christian dem Vierten mit großen Kosten aufgeführt worden. Das hohe Gewölbe ruht auf zwei Reihen achteckiger Pfeiler, welche sehr schmal und daher der Helligkeit nicht hinderlich sind. Den ansehnlichen Altar schmücken große korinthische Säulen. An den Seiten des Chores befinden sich einige schöne marmorne Denkmäler zu Ehren vornehmer Männer. Die Kanzel besteht aus norwegischem Marmor. Für das größte, diese Kirche vor andern auszeichnende Kunstwerk hält man den Thurm, welcher eine seltsame Bauart hat. Er ist rund, oben platt und mit einem eisernen Gitter umgeben. Statt der Treppe führt ein gewölbter Schneckenweg hinauf, welcher auf der einen

Seite an der herumgehenden Mauer, auf der andern an einer mitten im Thurm stehenden Grundsäule festhängt. Da er sehr geräumig ist, so scheint es nicht unmöglich, daß einst, wie die Sage geht, Christian der Fünfte zu seinem Vergnügen in einer sechsspännigen Kutsche hinauf und wieder herunter fuhr. Dieser Thurm ist vornehmlich zu astronomischen Beobachtungen bestimmt, und hat daher eine zum Beßten der Studirenden angelegte Sternwarte, wo eine große Menge künstlicher astronomischer und mathematischer Instrumente aufbewahrt werden, die zum Theil vom berühmten Tycho de Brahe und von andern großen Astronomen herrühren. Zu den merkwürdigsten Stükken dieser Art gehört besonders der große Himmelsglobus, dessen Diameter ungefähr acht Fuß beträgt; der Ueberzug ist von Messing, und die polirte Achse, woran die kleinsten Abtheilungen überaus sauber gestochen sind, soll allein vier tausend Reichsthaler gekostet haben. Man findet hier auch eine sehr künstliche Maschine, welche die Bewegung der Planeten und übrigen Sterne darstellt. Ueber dem Gewölbe der Kirche, wohin man vom Thurme gelangt, ist die große und berühmte, der Universität gehörige Bibliothek.

Von den Kirchen gingen wir in unserer Besichtigung zu dem königlichen Residenzschlosse Rosenburg über, und gegen Abend begaben wir uns in den dabei befindlichen Garten. Ersteres wurde, wie oben

erwähnt, im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der Stelle der uralten, von vielen Meistern unordentlich zusammen gesetzten Stegelsborg erbaut; außer dem Thurm über dem Portale, hat man ihm vom alten Gebäude nichts gelassen. Es ist einförmig aber regelmäßig, fünf Stockwerke hoch und mit Kupfer gedeckt. Durch einen verdeckten Gang, der auf Schwibbogen und Säulen ruht, steht mit dem Schlosse die Kanzlei in Verbindung. Sie enthält gegen zwei hundert Zimmer für verschiedene Zweige der Staatsverwaltung. Alle Gemächer des untersten Stocks, welche hauptsächlich zur Aufbewahrung der Papiere dienen, sind gewölbt und feuerfest. Die schöne Hauptthür ziert ein in Stein gehauenes Bild, welches den König, der das Gebäude aufführte, mit Trophäen umgeben darstellt.

Der Schloßgarten wird allgemein bewundert; denn er enthält eine Menge geschmackvoller Anlagen, die aus einem Gemisch von Alleen und Gebüschen, Grasplätzen und Blumenstücken, Lusthäusern, Einsiedeleien, Ruinen, Vogelhäusern, Wasserfällen, Springbrunnen und Statuen bestehen. Unter den letztern zieht besonders das Roß, welches von einem Löwen überwältigt wird, die Aufmerksamkeit aller Kunstliebhaber auf sich. Dieser Garten dient gewöhnlich der vornehmern Klasse der Einwohner zum Spaziergange; doch steht er auch Andern, die sich mit Anstand betragen, offen.

Da am heutigen Abend die Luft sehr mild und

das Wetter angenehm war, so fanden wir noch eine Menge lustwandelnder Herren und Damen. Viele von ihnen sprachen deutsch, und zwar mit einem solchen Wohllaut, einer solchen Reinheit des Ausdrucks, als man in Deutschland selten hört; und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich verlegen war, mit meiner sonst überall beliebten obersächsischen Mundart aufzutreten, als ich zufällig in ein Gespräch gezogen wurde. Die Italiener pflegen zu sagen: die toskanische Sprache laute am lieblichsten in einem römischen Munde; eben so glaube ich auch sagen zu können, daß das Hochdeutsche am wohlklingendsten von den Dänen gesprochen wird. Ueberhaupt hat diese Nation eine große Vorliebe für unsere Sprache, und da sie dieselbe wegen der Aehnlichkeit mit der ihrigen leicht erlernt, so kann es bei grammatischem Unterricht, wo man nur mit der reinen Aussprache und den wohlgewählten Ausdrücken der klassischen Schriftsteller bekannt gemacht wird, nicht fehlen, daß sie hierin den gebornen Deutschen übertrifft, der sie gewöhnlich mit den hergebrachten Unrichtigkeiten und Provinzialismen erlernt.

Am nächsten Morgen begleitete ich den Kapitän Feddersen auf die Börse. Dieses Gebäude hat einen weiten Umfang und ein prächtiges Ansehen; es wurde von Christian dem Vierten, welcher die vielen dazu verwendeten Quadersteine von Calmar bringen ließ, mit großen Kosten aufgeführt. Die Länge desselben

beträgt ungefähr hundert und siebenzig Schritte, und die Breite und Höhe steht damit im richtigen Verhältnisse. Die Mauern sind durchgängig mit Bildwerk geziert. Das Dach ist mit Blei gedeckt und hat eine hohe, sonderbar geformte Spitze, indem sie vier große Drachen vorstellt, welche auf dem Bauche ruhen, die Köpfe nach vier entgegen stehenden Seiten kehren und die in einander verschlungenen Schwänze in die Höhe strecken. Das Portal, auf welches der Baumeister vorzüglichen Fleiß verwendet hat, besteht aus Marmor. Im Innern des Hauses befinden sich, neben dem großen Versammlungplatze der Kaufleute, viele Zimmer für die Notarien und Mäkler, so wie zwei lange Säulengänge, worin Krämer, Buchhändler, Künstler und Handwerker ihre Läden haben. An der Außenseite sind viele Niederlagen, wohin die Kaufleute ihre Waaren mit großer Bequemlichkeit bringen können, indem das Gebäude auf zwei Seiten von schiffbaren Kanälen umgeben ist.

Auf der Börse nahm mich Herr Schmidt in Empfang, um sein Geschäft als Führer zu erneuern. Wir gingen zunächst nach dem Rathhause. Dieses fällt, nicht wegen vorzüglicher Bauart, wohl aber wegen seiner Größe, und weil es rund umher frei steht, sehr in die Augen. Im Eingang erblickt man alte Gewehre, besonders ungemein große Schlachtschwerter, die an den Wänden befestigt sind. Im großen Saale

hängen die Brustbilder aller dänischen Könige. An den Seiten und am Ende desselben sind die Gemächer, wo die Versammlungen Statt finden. Im obersten Stock haben die Polizeikammern, das Handelscollegium und der Rath der zwei und dreißig Männer ihren Sitz. Am Thurme dieses Hauses hängt, im Bildnisse, der Kopf und die Hand des Reichshofmeisters, Grafen Korfitz Uhlfeld, welcher, wie aus der dänischen Geschichte bekannt ist, des Hochverraths beschuldigt wurde.

Von hier führte mich Herr Schmidt nach den weitläufigen, aber alten und unregelmäßigen Gebäuden der Universität. Sie enthalten außer dem anatomischen Theater und einem kleinen Kunst- und Naturalienkabinet, wenig Sehenswerthes.

Wir besuchten ferner einige zur Universität gehörige Anstalten, die eine den englischen Collegien ähnliche Verfassung haben; so wie wir auch nicht unterließen, die Werkstätten geschickter Künstler und Handwerker in Augenschein zu nehmen.

Am Abend wurden wir zum Hochzeitfeste eines Schiffskapitäns eingeladen. Es wurde in einem großen Gasthause gefeiert, und gab mir Gelegenheit, den feinen und artigen Ton, aber auch die Eitelkeit und üppige Lebensweise, wodurch die Einwohner von Kopenhagen sich auszeichnen, und weßhalb man sie oft mit den Parisern verglichen hat, kennen zu lernen.

Obschon die anwesenden Gäste — denn der Vater der Braut war ein gemeiner, obschon wohlhabender Bürger, — größten Theils zu den niedrigern Volksklassen gehörten, so zeigten sie doch eine so übermäßige Pracht in ihrem Aeußern, daß ich anfänglich in einer Versammlung der vornehmsten Familien zu sein glaubte.

Braut und Bräutigam, ein in jeder Rücksicht sehr unpassendes Paar, zogen bei mehren Gelegenheiten meine Aufmerksamkeit auf sich, und ich wunderte mich, wie zwei Leute von so ungleichen Eigenschaften eine eheliche Verbindung eingehen konnten. Ich erfuhr indeß, daß der Bräutigam erst vor acht Tagen, wo er von Ostindien zurückgekommen war, den Gegenstand seiner Liebe kennen gelernt habe. —

Ueberhaupt ist es in Seestädten kein ungewöhnlicher Fall, daß eheliche Verbindungen auf eine so flüchtige Weise geknüpft werden. Wenn der Seemann nach einer langen Reise das Land wieder betritt, so erscheinen ihm alle Gegenstände neu und in einem vortheilhaftern Lichte, als denjenigen, welche an ihren Anblick gewöhnt sind. Dieß ist auch in Ansehung des weiblichen Geschlechts der Fall, indem er oft Vorzüge entdeckt, wo andere Fehler finden. Die erste Person, mit welcher er Bekanntschaft macht, fesselt sein Herz; und da sein kurzer Aufenthalt am Lande nicht gestattet, mit vorsichtiger Ueberlegung zu wählen, und er überhaupt gewohnt ist, jeden Entschluß rasch auszuführen, so eilt

er zum Besitze des erkornen Gegenstandes zu gelangen. Einem Seemann werden hierbei selten Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Besonders sind die Schiffskapitäne sehr willkommene Freier, die vor vielen Personen aus andern Ständen den Vorzug erhalten. Unzählige Mädchen richten ihre Augen auf sie und sind bereit, ihnen ihr Jawort zu geben, sobald sie darum gebeten werden. Manche auf diese Art geschlossene Heirath würde daher sehr unglücklich ausfallen, wenn die Verehelichten immer zusammen lebten. Gewöhnlich aber trennt sich der Mann, um seinem Berufe zu folgen, schon einige Tage nach der Hochzeit von seiner Frau, und bleibt nicht selten Jahre lang von ihr entfernt. Dadurch erhält die Liebe den Reiz der Neuheit, und so oft er wiederkehrt, lodert sie auf und wird durch die mitgebrachten Reichthümer von Seiten der Gattinn noch erhöht. Beide sind bemüht, sich einander gefällig zu machen, und die wenigen Tage, welche sie beisammen sind, verfliegen ihnen wie Flitterwochen, da kein Theil den andern in seiner wahren Gestalt kennen lernt. Man macht indessen oft die Bemerkung, daß beide Theile, so lange sie von einander getrennt sind, sehr frei und ausschweifend leben.

Es war gerade um neun Uhr Abends, als plötzlich eine Polizei-Patrulle in den Saal trat und den anwesenden Gästen, die sich eben zur Tafel setzen wollten, in einem rauhen Tone gebot, augenblicklich aus

einander zu gehen. Denn man hat in Kopenhagen die Einrichtung getroffen, daß im Sommer um zehn und im Winter um neun Uhr, alle Gesellschaften sowohl in Privat- als öffentlichen Häusern geschlossen werden müssen. Doch macht man bei Hochzeiten und andern außerordentlichen Festen eine Ausnahme, wenn es dem Polizeimeister gemeldet wird, was aber der Hausherr bei der großen Geschäftigkeit, seine Gäste zu bewirthen, nicht zur rechten Zeit gethan hatte. Die ganze Gesellschaft gerieth in große Bestürzung und wollte schon aufbrechen, als der Hochzeitvater mit der Erlaubniß des Polizeimeisters, die Feier fortsetzen zu dürfen, in den Saal trat und die Versammlung beruhigte. Hierauf stellte sich ein Polizeidiener, wie es bei solchen Gelegenheiten der guten Ordnung wegen zu geschehen pflegt, an die Thür des Hauses. Die Gäste nahmen nun an der Tafel Platz, wurden aber bald durch einen Lärm, der vor dem Hause entstand, wieder aufgeschreckt. Ein Haufen unruhiger Köpfe — denn der Kopenhagener Pöbel ist ungeachtet der trefflichen Polizeianstalten sehr muthwillig, — wollte in das Haus dringen, bloß um Händel mit der Thürwache anzufangen. Er hatte dieselbe bereits überwältigt und sehr gemißhandelt, als ein Nachtwächter herbeikam, welcher seine Lärmpfeife — die Nachtwächter in Kopenhagen geben bei drohenden Gefahren und unruhigen Auftritten das Zeichen mit einer beinernen Pfeife, die

auf der Brust an einem Bande hängt, — ertönen ließ, worauf eine große Anzahl derselben aus den anstoßenden Straßen zu Hülfe eilte. Es erfolgte nun ein blutiges Handgemenge; die Ruhestörer zogen den Kürzern und wurden ziemlich zerschlagen in Verhaft gebracht. Man versicherte, daß ihnen der verübte Unfug theuer würde zu stehen kommen, denn nach den dänischen Gesetzen wird demjenigen, welcher sich den Polizeidienern widersetzt, der Verlust der rechten Hand zuerkannt, weßhalb diese auch eine silberne Hand bei sich tragen, die sie bei vorkommenden Fällen von Widerspenstigkeit vorzeigen, um dadurch anzudeuten, welcher Strafe man sich schuldig macht.

Bald nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, erhob sich von neuem an der Hausthür ein Wortwechsel mit einigen Studenten. Auf ihr Vorgeben, zur Hochzeit eingeladen zu sein, wurden sie vom Wächter eingelassen. Mit einer Dreistigkeit, die sich über das Schickliche hinwegsetzt, traten sie in den Saal, entschuldigten ihre Zudringlichkeit und erklärten, daß sie nicht gekommen wären, die Ruhe zu stören, sondern vielmehr das Vergnügen der Gesellschaft zu erhöhen, worauf sie ohne weitere Umstände und ohne eine Antwort abzuwarten, an den Genüssen der Gäste Theil nahmen. Ich glaube, daß ihnen die Gesellschaft sehr verbunden war, weil sie durch ihre witzigen Einfälle

und gute Laune, den steifen Ton, der bisher geherrscht hatte, verbannten. Beiläufig mache ich die Bemerkung, daß die Kopenhagener Studenten, weil sich ihre Vorfahren bei mehren Belagerungen der Stadt ein großes Verdienst um dieselbe erwarben, viele Vorrechte und Freiheiten genießen, weßhalb sie auch bei der Bürgerschaft sehr angesehen sind.

21.

Wir schiffen uns nach Lübeck ein. Unsere Ankunft daselbst ist mit Auftritten der damaligen kriegerischen Zeit begleitet. Der Vrf. wird von einer Krankheit befallen und dadurch genöthigt, sich von seinen weiter reisenden Gefährten zu trennen — nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit begibt er sich nach Hamburg.

Am Morgen nach dem beschriebenen Hochzeitfeste that uns der Kapitän Winstrup zu wissen, daß heute Mittag ein Schiff, welches noch Raum für Passagiere habe, nach Lübeck absegeln werde. Dem Herrn Feddersen, welcher seine Heimath je eher je lieber zu erreichen wünschte, war diese Nachricht sehr willkommen, und er eilte die Bedingungen für unsre Ueberfahrt festzusetzen. Einen weniger angenehmen Eindruck machte die Nachricht auf mich, da ich gehofft hatte, noch manche Merkwürdigkeit Kopenhagens zu sehen; denn es war früher beschlossen worden, mit dem Paketboote, welches man in einigen Tagen von Kiel erwartete, nach dieser Stadt abzugehen. Doch der Gedanke, daß die schnelle Abreise meinem Gönner sehr erwünscht war, gab mir meine Heiterkeit wieder, und so schiffte ich mich eben so freudig, wie er selbst, am Bord des Lübecker Galeoten ein.

Die Fahrt über die Ostsee war kurz und mit keinen besondern Vorfällen begleitet. Wir erreichten am 14. November die Mündung der Trave, wo uns ein Lootse mit der Neuigkeit, daß Lübeck von den Franzosen besetzt sei, entgegen kam. Bei Travemünde, einem kleinen unansehnlichen Städtchen, ging unser Schiff vor Anker, weil man hier, wegen der Seichtheit des Stroms, die Hälfte der Ladung herausnehmen und in Lichtern (großen flachen Booten) nach der Stadt schicken mußte, bevor es selbst hinauf fahren konnte. Wir schifften uns daher aus, um den noch kurzen Weg nach Lübeck zu Lande zu machen.

In Travemünde fanden wir die Straßen und Häuser mit französischem Militär angefüllt, welches beschäftigt war, auf Kosten der geplünderten Einwohner Lübeck's zu schwelgen. In einem Gasthause, wo wir einkehrten, hatten einige Soldaten ihre Beute zum Verkauf ausgelegt, und man konnte hier die brauchbarsten Sachen für ein Spottgeld erhalten; ich kaufte eine schöne Jagduhr für zwei Mark lübisch.

Wir mietheten in Gesellschaft einiger andern Reisenden einen Bauerwagen und fuhren nach der Stadt. Die einbrechende Nacht übereilte uns, noch ehe der halbe Weg zurückgelegt war. Bald nachher stießen wir auf einen Trupp nach Travemünde marschirender Soldaten. Da das Wetter — denn es regnete auf den früher gefallenen Schnee, — sehr unangenehm und auf der Straße fast nicht fortzukommen war, so fand das

Militär eine willkommene Hülfe an unsern Pferden, die es, aller Vorstellungen ungeachtet, augenblicklich ausspannte, mit seinen Tornistern bepackte, und vor sich hin trieb. Der Bauer lief, bitterlich klagend, hinten nach. Unsere Reisegefährten stiegen ab, um den Weg vollends zu Fuße zu machen; wir andern sahen uns genöthigt, da wir unser Gepäck nicht verlassen konnten und auch keinen Zufluchtort in der Nähe hatten, mitten auf der Straße und im größten Regen sitzen zu bleiben, und die Rückkehr des Bauers oder eine andere Gelegenheit zu unserem Fortkommen abzuwarten. In dieser unangenehmen Lage hatten wir zwei gute Stunden zugebracht, und ich entschloß mich eben nach dem nächsten, eine Viertelmeile weit entfernten Gasthofe zu gehen, um uns Hülfe zu verschaffen, als unser armer Fuhrmann mit seinen ermatteten Pferden zurückkam, und unter unaufhörlichen Klagen die Fahrt langsam fortsetzte.

Es hatte schon zehn Uhr geschlagen, ehe wir die Stadt erreichten. Der Wirth des Gasthofes, wo wir abstiegen, empfing uns mit der warmen Herzlichkeit, die man unter den ältern Bürgern von Hamburg und Lübeck noch häufig findet; er entschuldigte sich aber, daß er uns nicht nach Wunsch bedienen könne, indem sein Haus bei der dreitägigen Plünderung der Stadt entsetzlich gelitten habe. Man hatte ihm nicht nur seine Baarschaft und Kostbarkeiten geraubt, sondern auch alles Geräthe, das für Soldaten keinen Werth hat, muthwillig zertrümmert oder unbrauchbar gemacht. Die uns geöff-

neten Gastzimmer zeigten zerschnittene Betten, zerschlagene Spiegel, Schränke, Tische u. s. w. Alle diese Bruchstücke lagen noch in wilder Unordnung durch einander, da die weiblichen Personen der Familie, die sich mehre Tage im Keller verborgen hatten, erst heute wieder zum Vorschein gekommen waren. Sie machten indeß bald Anstalt, ein Zimmer so gut als möglich zu unserer Bequemlichkeit einzurichten.

Während dieß geschah, beschrieb der Wirth die vielfachen Grausamkeiten, welche von den Franzosen an der Bürgerschaft und an ihm selbst waren verübt worden. Unter andern erzählte er, daß sie ihn eines Tages beinahe ermordet hätten, als er sich weigerte ihnen seine Taschenuhr, die er aus gewissen Ursachen als ein Heiligthum betrachtete, zu überlassen.

Da es sich auswies, daß die von mir erkaufte Uhr keine andere als sein verlornes Eigenthum war, so hielt ich es für meine Pflicht, sie ihm auszuliefern, was ihm eine unbeschreibliche Freude machte.

Schon seit einigen Tagen hatte ich ein kleines Uebelsein empfunden; in der heutigen Nacht befiel mich ein förmliches Fieber. Ich war daher genöthigt, mich vom Kapitän Feddersen, als er am andern Morgen mit seinen Söhnen in das Hollsteinische reis'te, einstweilen zu trennen und zurückzubleiben.

Es folgten nun einige unangenehme Tage, während welcher ich genöthigt war, das Bett zu hüten; doch fehlte mir es nicht an sorgsamer Pflege, und der

Wirth sowohl als die gutmüthigen, im Nebenzimmer einquartirten Soldaten bemühten sich, mir die Zeit zu vertreib'en, wodurch meine Besserung sehr beschleunigt wurde.

Sobald ich genesen war, entschloß ich mich nach Hamburg zu reisen, weil ich dort den Herrn Feddersen in kurzem wieder zu sehen hoffte, und überdem auch mehr Bekannte als in Lübeck hatte.

Ich langte am 22. November in Hamburg an, wo für mich der Umstand überraschend war, daß ich, ungeachtet des großen von Porto Santo gemachten Umweges, früher eintraf, als die übrige Mannschaft unseres im dortigen Hafen gescheiterten Schiffes. Sie kam, über Madeira und Lissabon, erst nach einigen Wochen zurück.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Theodor Friedrich Maximilian,

T. F. M. Richters Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 - 1817
Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann

Bd.: 2. Verunglückte Reise von Hamburg nach St. Thomas und Rückkehr über Ne
w-York und Kopenhagen, mit bes

Dresden [u.a.] 1831

44.1028-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703721-9